

7

März/April/Mai 2017

Linz

2,- Euro/2,- Giblinge

DIE REFERENTIN

Kunst und kulturelle Nahversorgung

*Flex'n
Wippen
AVI*



Fahren, fahren, fahren: Über den **Urfahrner Markt und SchaustellerInnen** schreibt Veronika Barnaš +++ Literarische Odyssee, Textauszug 1: Lisa Spalts Neuerscheinung „**Die zwei Henriettas**“ +++ Wider die Enge, Textauszug 2: Walter Kohls „**Out Demons Out**“ +++ Existenzielle Düsternis: Pamela Neuwirth über die Filmemacher **Sasnal** +++ **Groteske von Kurt Palm**: Christian Wellmann im Oberstübchen Österreichs +++ Comic von Anna Haifisch: **The Artist im Eis** +++ **Die Referentin #7: 100% Artisten, Grenzen, Sensationen.**

Editorial

Vom Cover blickt dieses Mal Gertrude Avi: Möglicherweise 1982 gerade mit ihrem Mercedes am Gelände des Urfahrner Marktes angekommen, ist sie Mitglied einer derjenigen Schaustellerfamilien, die Fahrgeschäfte für Jahrmärkte betreiben. Anlässlich der Ausstellung „Urfahrner Markt – 200 Jahre Linzer Lustbarkeiten“ haben wir Veronika Barnaš gebeten, speziell über die abenteuerlichen wie unternehmerischen Lebensrealitäten dieser Berufsgruppe zu schreiben.

Es ist uns eine besondere Freude, in dieser Ausgabe zwei Textauszüge abdrucken zu können, die man vielleicht von „Faction-Roman“ bis hin zu einer literarischen Odyssee, in der „alles erfunden, aber nichts Fiktion“ ist, in einem Satz zusammenfassen könnte. Es handelt sich damit um die wunderbaren Texte aus Walter Kohls „Out Demons Out“ und Lisa Spalts „Die zwei Henriettas – Eine Odyssee“. Vom Inhalt und literarischem Ansatz sind diese beiden aktuell erschienen Bücher sicherlich grundverschieden. Jedoch entfliehen sie, jedes auf seine Weise, einer allzu simplen vorgefundenen Realität: Ist Spalts Buch ohnehin als Odyssee angelegt, ins Netz, in Vergangenheit und auf einen anderen Kontinent, so verhalf Kohl in den 60er und 70er Jahren der Psychedelik-Rock-Berserker Edgar Broughton, mitten in der österreichischen Enge, den größeren, weiteren Horizont zu entdecken. Es geht weiter mit zwei Festivals, auf die wir hinweisen möchten: So hat Pamela Neuwirth bereits im Vorfeld von Crossing Europe die Filme der diesjährigen Filmkünstler Anka und Wilhelm Sasnal gesehen, denen heuer das Tribute gewidmet ist. Und natürlich ist

Next Comic das zweite Festival, das wir als Must in unserer Frühjahrsausgabe betrachten: Hier stellte uns Anna Haifisch diejenige Arbeit aus ihrer Artist-Serie zur Verfügung, die den Artist ins kühle Eis verfrachtet. Während sie selbst sich, man darf es sagen, als Next Comic-Artist-in-Residence im Salzamt pudelwohl fühlt. Eine letzte inhaltliche Klammer hier am Ende dieses Editorials: Widmet sich Silvana Steinbacher in ihrem Interview mit Christoph Leitgeb der Angst, dem Fremden und dem Unheimlichen an sich, mit einem besonderen Fokus auf die Literatur, geht es im Interview mit Helena Waldmann auf tänzerische Weise zur Sache. In Waldmanns Stück, das bei den Posthof Tanztagen gezeigt wird, entspinnt sich – laut des noch während der Stückerarbeitung geführten Interviews – ein symbolisches Battle zwischen zeitgenössischen TänzerInnen und Artisten des „neuen Zirkus“. Neben der ungewöhnlichen, jedoch höchst bildhaften Entsprechung auf die feinen kulturellen Unterschiede geht es im Stück jedoch auch vielmehr um Bewertung, die Angst vor dem Fremden, um Grenzen und das Comeback von Mauern.

Wir meinen: Es geht in dieser Ausgabe, positiv gesprochen, also ums Fahren, Fliehen, Überwinden. Und stellen außerdem fest: Selbst so manches Inserat zielt diesmal eine Mauer.

Ihre Referentinnen, Tanja Brandmayr und Olivia Schütz

→ www.diereferentin.at

DIE REFERENTIN

Kunst und kulturelle Nahversorgung

Die Referentin kommt gratis mit der Versorgerin ins Haus.

Einfach ein Mail mit Namen und Adresse schicken an:

diereferentin@servus.at oder versorgerin@servus.at

www.diereferentin.at

versorgerin.stwst.at



Inhalt

KUNST UND KULTUR

Fahren, Fahren, Fahren. <i>Veronika Barnaš</i>	3
Wenn ein Toter plötzlich niesen muss ... <i>Silvana Steinbacher</i>	7
The Sun. The Sun blinded me. <i>Pamela Neuwirth</i>	9
Die Odysse der zwei Henriettas <i>Lisa Spalt</i>	11
Out Demons Out <i>Walter Kohl</i>	14
„Don't Dance with Fear and the Rain will disappear“ <i>Daniel Steiner</i>	18
Die Unmöglichkeit der Zeit <i>Christian Wellmann</i>	20
Von Menschen und Flaggen <i>Tanja Brandmayr</i>	23
NEXT COMIC <i>Anna Haifisch</i>	29

RUBRIK

Literatur sagt ...	8
Poesie sagt ...	10

BLICK AUF LINZ

Stadtblick	22
------------	----

KINDER

Die kleine Referentin <i>Terri Frühling/Elke Punkt Fleisch</i>	27
--	----

KOLUMNE

... some women actually find it attractive ... <i>Wiltrud Hackl</i>	28
Zeitbasiertes Kegeln, Schnappatmung <i>Andrea Winter</i>	29
Unser Adabei Slowdude. <i>The Slow Dude</i>	30

MOBILITÄT

Manner-Wafferl, ein Apferl und rasierte Beine <i>Johannes Staudinger</i>	32
--	----

TIPPS

Das Professionelle Publikum	34
-----------------------------	----

Fahren, Fahren, Fahren.

Das Schöne am Eintauchen in ein vermeintlich lokales kulturgeschichtliches Thema ist, welche Vielzahl an unerwarteten Welten sich eröffnen. Das erlebte Veronika Barnaš während der Mitarbeit an der Ausstellung „Urfahrner Markt – 200 Jahre Linzer Lustbarkeiten“. Für die Referentin schrieb sie über oberösterreichische SchaustellerInnen – von Urfahr bis in den „Orient“.

Text **Veronika Barnaš**

Beim Blick hinter die Kulissen des größten Jahrmarkts Österreichs war die größte Überraschung für mich die Entdeckung der Berufsgruppe der SchaustellerInnen. Als solche bezeichnen sich die BesitzerInnen und BetreiberInnen der unterschiedlichen Fahrgeschäfte wie Kettenkarussell, Autodrom, Riesenrad und Hochschaubahn sowie von diversen Schießbuden. Dass der Wiener Prater z. B. seit Generationen von einigen

wenigen Schausteller-Familien betrieben wird, die dort auch leben, ist landläufig bekannt. Die Frage, wer die Kettenkarusselle und Autodrome auf den Kirtagen, Stadt- und Dorffesten sowie Weihnachtsmärkten betreibt, kam mir allerdings nie in den Sinn.

Die bewegten (Familien-)Geschichten, die sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts nachvollziehen lassen und die sich in verändernden Lebens- und Arbeitsbedingungen widerspiegeln, sowie die Verwandt-

schaft der oberösterreichischen Schausteller-Familien untereinander, kamen zur Überraschung hinzu.

Wer kennt heute noch die „Erste europäische Todeskugelfahrerin“ Theresia Sonnberger – eine der fünf Sonnberger-Schwestern? Aus einer alten Schaustellerfamilie stammend, trat sie in den 1930ern mit Heinrich Straßmeier sehr erfolgreich unter dem Künstlernamen „Heinz und Gitta Gordon“ auf. Mit Motorrädern in einer Stahlkugel fahrend unterhielten sie die Be-

Urfahrner Markt, 1933.

Foto **Archiv Fam. Schlader, Wels**





Emma Strobl (geb. Mayerott), Wolfsdompteurin, um 1900.
Foto **Firma Avi, Wels**

sucherInnen – „Stirbt heute eine/r oder nicht?“ Theresia Sonnberger verließ zwar das Metier und wurde „privat“, ihre Schwester Olga heiratete allerdings in die Schausteller-Familie Rieger. Eine weitere der „Sonnberger-Girls“, Aloisia, heiratet wiederum Heinrich Straßmeier und auch ihre Nachfahren sind heute noch am Urfahrner Markt tätig.

Oder wer kennt heute noch die Geschichte von Johannes Mayerott (1840–1909), der mit seinem „Panorama“ (einer Vorstufe der Kinematografie) 30 Jahre lang durch Europa und bis den „Orient“ reiste? Das Panorama war ein in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts populäres Freizeitvergnügen. Es ermöglichte mehreren Personen gleichzeitig, stereoskopische Bilderserien in automatischer Abfolge durch ein Guckloch zu betrachten. Gezeigt wurden hauptsächlich exotische, aber auch erotische Motive. Mit der Erfindung der Kinematographie im Jahr 1895 ging die Zeit der Panoramen zu Ende. 1905 stellte Johannes Mayerott den Betrieb ein und starb 1909 in Urfahr. Seine Töchter Auguste, Franziska und Emma führten das Gewerbe der fahrenden Schaustellerinnen in unterschiedlichster Weise fort – Auguste Seitz betrieb ein Wanderkino, während ihre Schwester Emma Strobl u. a. als Wolfsdompteurin auftrat.

Auch den Urenkel von Johannes Mayerott zog es sehr weit in die Welt hinaus: Erich Avi und seine Frau Elfriede fuhren, in den 1990er-Jahren, sieben Jahre lang mit dem selbsterfundenen Fahrgeschäft „Typhoon“ (600 qm Grundfläche, 200 t) über Hamburg und Antwerpen nach Zypern, wo sie mehrere Jahre Station machten. Der Anlass bzw. Auslöser für die Reise war simpel wie drängend – endlich der Kälte im Wohnwagen in den österreichischen Gefilden zu entkommen. Danach fuhren die Avis durch den Nahen Osten, mit Stationen u. a. im Libanon, Oman, Katar und Bahrain und weiter über Dubai bis nach China. Dort lebten und arbeiteten sie eineinhalb Jahre in Shanghai und Peking. Alles ohne vorherige Sprach- und Ortskenntnisse, natürlich selbst am Steuer der tonnenschweren Lastenzüge und mit dem Ziel, zumindest genügend Geschäft für den Rücktransport zu verdienen (rund 150 000 Euro). Die sogenannten „Rekommandier-Kommandos“ („Kommen Sie! Steigen Sie ein! Bitte anschnallen!“ etc.) wurden von Elfriede Avi von z. B. arabischer Lautschrift abgelesen. Mit dabei immer zwei Reisepässe und das gesamte Bargeld am Körper, um gegebenenfalls rasch das Land verlassen zu können, was sich zumindest einmal als notwendig erwies. Im Nahen und Fernen Osten herrschen andere Gesetze. In China verkaufte das Ehepaar Avi schließlich „Typhoon“, welches heute noch in Dubai in Betrieb ist. Heute betreiben sie noch einige Kindergeschäfte u. a. am Urfahrner Markt und die Ideen für neue gehen ihnen nicht aus.

Natürlich sind dies zwei sehr außergewöhnliche Geschichten, bei der die Faszination neben der Abenteuerlust der SchaustellerInnen, wohl nicht zuletzt mit den Klischees und dem Sehnsuchtsort des „Orients“ zusammenhängt.

Die sicher auch abenteuerliche wie typische Route oberösterreichischer SchaustellerInnen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts führte vom Urfahrner Frühjahrsmarkt über Ried, Kufstein, Wörgl und Schwaz wieder zurück nach Wels und Ried. Der Urfahrner Herbstmarkt im Oktober markierte für viele das Ende der Saison. Die größere Tour folgte immer der Sonne nach – im Sommer über Villach in den Norden nach Deutschland und im Herbst über den Brenner nach (Süd-)Italien, wo man gerne den Winter verbrachte. Im Winter wurden die Fahrgeschäfte und Wohnwagen repariert und teilweise auch Saisonarbeit angenommen. Bis in die 1930er-Jahre reisten die SchaustellerInnen oft nur mit von Pferden gezogenen Wohn- und Lastenwagen (auch über die Alpen). Später wurden die Wohnwägen und Fahrgeschäfte mittels Zug transportiert. Die Kinder waren selbstverständlich immer dabei, mussten/durften mitarbeiten und lernten das Handwerk und Geschäft von der Pike auf. Dieser Umstand brachte mit sich, dass Kinder und Jugendliche bis in die 1970er-Jahre offizielle „WanderschülerInnen“ waren, was bedeutete, dass sie oft alle paar Tage, je nach Jahrmärkten und Route, die Schule wechselten. Schulstempel dokumentieren dies im sogenannten „Wanderschulbuch“. Die WanderschülerInnen waren beliebte KlassenkollegInnen, da sie natürlich auch Jetons verteilten und so Freifahrten ermöglichten. Ab der Mitte der 1970er-Jahre war das WanderschülerInnenleben dann zu Ende und wurde durch ein anderes Extrem ersetzt – das Internat.

In den Gesprächen mit den verschiedenen SchaustellerInnen bestätigte sich auch, dass sie lange mit den Stereotypen und Vorurteilen des so genannten „Fahrenden Volkes“ – im positiven wie negativen Sinne – assoziiert und konfrontiert wurden. Früher wurden unter diesem Begriff zahlreiche Professionen zusammengefasst wie mobile HändlerInnen, wandernde Heilkundige, Quacksalber, Theater- und Puppenspieler und Artisten wie Seiltänzer, Athleten oder Zauberer.

Die „Freiheit“ des Unterwegsseins, das Risiko, das Spektakel und das „Fremde“, mitunter Exotische, das sie lebten und in entlegene Ortschaften brachten, hatte seinen Reiz. Ihre durch und durch „anti-bürgerliche“ Lebensweise wurde zugleich mit Sehnsucht und Abwehr belegt. Und doch waren SchaustellerInnen durch ihre Hautfarbe und Sprache und nicht zuletzt durch die entsprechenden Lizenzen und Genehmigungen anerkannt, „zugehörig“. Ganz im Gegensatz zu vielen Roma und Sinti,

die v. a. als fahrende Händler arbeiteten. Diese hatten kaum Genehmigungen oder Staatsbürgerschaften, was sich nach dem Überleben und Ende des Zweiten Weltkriegs als fatal für ihren weiteren Lebensweg herausstellte. Die österreichische Bürokratie verweigerte ihnen ob der „fehlenden“ Nachweise teilweise bis in die 1990er-Jahre die Staatsbürgerschaft, und somit auch Gewerbelizenzen, verunmöglichte also legales Arbeiten. Schausteller-Familien besitzen übrigens bis heute Wanderbücher, in denen man Route und Standorte durch offizielle Stempel von Gemeinden bis über 150 Jahre zurückverfolgen und nachweisen kann.

Viele der Schausteller-Familien erwarben erst ab den 1950er-Jahren Grund und wurden oft erst in den 1970er-Jahren quasi sesshaft. Christine Avi (geb. Schlader) verkaufte z. B. über amerikanische Besatzungssoldaten ein Pferdekarrussell in die USA und konnte dadurch einen Grund in

Wels erwerben, auf dem dann ein Wohnhaus und Lager gebaut wurde.

Die Rolle der Schaustellerinnen und Frauen von Schaustellern war schon immer eine starke und sehr präsente, und dies nicht erst seit dem Männermangel während des Ersten und des Zweiten Weltkriegs. Sie waren und sind nicht nur für Kinder und Haushalt verantwortlich, sondern auch in alle Bereiche des Unternehmens eingebunden – als Buchhalterin, Logistikerin, Erfinderin, Lastwagenfahrerin, Kassiererin und mehrsprachige Rekommandeurin am Mikrofon.

Bei den zahlreichen Gesprächen mit den zwei Familien Schlader (Linz und Wels), Avi, Gschwandtner, Straßmeier und Rieger wurde immer wieder erwähnt, dass sie alle irgendwie verwandt seien. Einen gemeinsamen Stammbaum gäbe es aber nicht. Ob meiner Leidenschaft in unterschiedlichster Form mit und zu Biogra-

Schausteller-Familie Avi beim Transport des Fahrgeschäft Typhoon im Oman, um 2004.

Foto **Archiv Firma Avi, Wels**



phien sowie Lebenswegen zu arbeiten, war dies gleich ein besonderer Reiz. Nach und nach, wie ein Puzzle und durch viele Telefonate konnte ich die erste Fassung eines gemeinsamen Stammbaums von einigen oberösterreichischen Schausteller-Familien erstellen: ausgehend von Georg

Veronika Barnaš arbeitete bei der Ausstellung „Urfahrner Markt. 200 Jahre Linzer Lustbarkeiten“ im NORDICO Stadtmuseum Linz im kuratorischen Team gemeinsam mit Andrea Bina und Georg Thiel sowie als Redakteurin für den Ausstellungskatalog. Für die Ausstellung hat sie, an einem Berührungspunkt zur eigenen künstlerischen Arbeit, eine erste Fassung eines gemeinsamen Stammbaums von einigen oberösterreichischen Schausteller-Familien erstellt, der ebenfalls in der Ausstellung zu sehen ist. Die Referentin hat Veronika Barnaš gebeten, quasi von hinter den Kulissen des Jahrmarkts zu berichten, und speziell an der Überschneidung zu den eigenen künstlerischen Interessen ganz konkret über die Schausteller-Familien zu schreiben.

Veronika Barnaš ist Künstlerin, Kuratorin und Projektentwicklerin. Sie arbeitet forschend, orts-/kontextbezogen und genreübergreifend (Bildende Kunst/Literatur/Theater) – von Inszenierungen und Bühnenbildern über Installationen bis hin zu Mappings von historisch-biografischen Zusammenhängen („Subjektive Kartographien“). Produktionen für das Volkstheater Wien: u. a. *Ich bin Zeuge!* (Ge-)denksolo zu den Novemberpogromen 1938, 2014; *Ich gehe*. Ein szenisches Essay nach Texten von Brigitte Schwaiger, 2013; *Auftauchen* gemeinsam mit Julia Rabinowich, 2010. Sowie freie Produktionen: u. a. *Souvenir. Subjektive Kartographien von Israel* (2013–), *unORTnung – Eine Ausstellungsreihe in Wien* (2006–2010).

Geboren 1978 in Wien. 1999–2006 Studium an der Kunstuniversität Linz – Meisterklasse „Metall“ und MA in der Studienrichtung „raum & designstrategien“. Seit 2014 Univ. Ass. für Künstlerische Praxis am Institut für Kunst und Bildung, Kunstuniversität Linz. Lebt und arbeitet in Wien und Linz.

→ www.veronikabarnas.net

Schlader (1841–1847) und seiner Gattin Theresia (geb. Juretko, 1847–1928), deren Nachfahren die Familien Schlader (Wels und Linz) und Gschwandtner sind, die durch Heirat mit den Familien Avi, Bachmair und Wiesbauer verbunden sind, sowie auch mit den Familien Deisenhammer und Schorn verwandt. Die erste Version dieses Stammbaums ist neben zahlreichen Photos, Dokumenten, Interviews und Exponaten von und zu den Schausteller-Familien in der Ausstellung „Urfahrner Markt. 200 Jahre Linzer Lustbarkeiten“ im NORDICO Stadtmuseum Linz zu sehen und kann dort auch ergänzt und erweitert werden.

Was allen Schausteller-Familien, die ich traf, gemein ist, ist eine ungebrochene Leidenschaft für ihren Beruf, der starke Familienzusammenhalt, eine große Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Außerdem ein gewisser Stolz auf ihre Berufsgruppe, der sich nicht zuletzt dadurch ausdrückt, dass zugeheiratete Personen, die nicht aus Schausteller-Familien stammen, „Private“ genannt werden. Der oder die sei ja „von Privat“.

Trotz der Begeisterung für ihr Metier erteilen sie geschlossen einer falschen Romantik eine Absage. Sie sind UnternehmerInnen, die seit dem Aufkommen der Kinderfahrtschäfte auf Weihnachtsmärkten und der inzwischen zahlreichen Nachfrage von Firmenfeiern quasi das ganze Jahr arbeiten. Teils unter widrigsten (Wetter-) Bedingungen und weder Gewinn noch Verlust des Tages wirklich voraussehend. Und vor allem fahren sie weiterhin. Inzwischen allerdings sternförmig von ihrem jeweiligen Wohnsitz weg (u. a. Wels, Linz, Traun, Marchtrenk) und mit entsprechend schweren und modernen Lastenzügen.

Ihr Geschäft ist es, weiterhin die Leute glücklich zu machen. ■

- ④ Ausstellung
„Urfahrner Markt.“
200 Jahre Linzer Lustbarkeiten“
NORDICO Stadtmuseum Linz
3. Februar bis 21. Mai 2017

- 📖 Katalog
Andrea Bina, Georg Thiel
Urfahrner Markt
200 Jahre Linzer Lustbarkeiten
Herausgeber: NORDICO Stadtmuseum Linz
ISBN: 978-3-7025-0859-3
Verlag Anton Pustet, Salzburg

Ankündigungspakat für die „Erste europäische Todeskugelfahrerin“ Theresia Sonnberger.
Foto **Straßmeier, Schwertberg**



Wenn ein Toter plötzlich niesen muss ...

Wodurch entsteht das sogenannte Unheimliche? Durch das Fremde, wenig Vertraute? Sigmund Freud vertritt eine entgegengesetzte These und formuliert in seinem Essay *Das Unheimliche* eine erstaunliche Erkenntnis: Unheimlich kann nur sein, was uns einst vertraut und nahe war. Den in Linz lebenden Literaturwissenschaftler Christoph Leitgeb interessiert in literarischen Texten vor allem das Unheimliche der Erinnerung an den Nationalsozialismus.

Text und Interview **Silvana Steinbacher**

Das Unheimliche begleitet Christoph Leitgeb schon seit vielen Jahren. Derzeit schreibt er an einem Buch zu Unheimlichkeit und Erinnerung, das nächstes Jahr erscheinen wird. In seinem letzten Buch arbeitete Leitgeb über Ironie. Das Unheimliche und das Komische der Ironie sieht er aber keineswegs als Widerspruch. Wir treffen uns an einem Sonntagnachmittag, es sollte ursprünglich ein Gespräch über sein neues Buch und seine Forschungsarbeit zum Unheimlichen in der Literatur werden, doch bald drängen sich auch andere Themen auf, und so spannen wir gemeinsam einen Bogen in die aktuelle Gegenwart. Christoph Leitgeb analysiert den gezielten Einsatz des Begriffs Flüchtlingswelle, die Fremdheit der Herrschenden, das Bedürfnis nach dosierter Angst und was es bedeutet, wenn ein Toter auf der Bühne plötzlich niesen muss.

Du beschäftigst dich in deiner wissenschaftlichen Arbeit derzeit mit dem Begriff des „Unheimlichen“, was versteht man darunter?

Da gibt es mehrere mögliche und sinnvolle Definitionen. Allgemein geht es um ein Grenzphänomen zwischen zwei Bereichen oder Räumen, einem bekannten und einem nicht bekannten, und die Theoretiker des Unheimlichen gehen davon aus, dass bei der Grenzverletzung Angst auftritt. Freud etwa vertrat spezifisch die These, dass Verdrängtes Angst auslöst. Wenn Elemente, die ins Unbewusste verdrängt wurden, wiederkehren, entsteht Angst, der Grund der Verdrängung wird bewusst und löst dann das Unheimliche aus. Alle im weitesten Sinn psychoanalytischen Definitionen des Unheimlichen arbeiten mit einem Begriff der Angst. Philosophinnen und Philosophen wie etwa Jacques Derrida ha-



Das Unheimliche im Fokus.

Foto **Cornelia Hülbauer, Tate Modern.**

ben die Bestimmung der beiden Räume aber später modifiziert und weniger psychoanalytisch als kulturtheoretisch interpretiert.

Du analysierst in diesem Zusammenhang hauptsächlich literarische Texte, auf welchen Begriff des Unheimlichen fokussierst du dabei?

Eigentlich möchte ich mich nicht wirklich für eine eigene, einheitliche Definition des Unheimlichen entscheiden. Das klingt unseriös, aber vielleicht kann ich das am Beispiel von Ilse Aichinger erklären. In *Kleist, Moos, Fasane* hat sie eine Poetologie der Angst vertreten. „Die Stille zur Angst mißbrauchen“ (1954); „Jeden Tag mit Grauen und unabgeschwächter Angst beginnen, kein schlechter Rat“ (1971); das sind so ein paar ihrer Tagebuchnotizen diesbezüglich. In ihrem Werk findet sich die Angst ständig, der Begriff kehrt immer wieder.

Ist Ilse Aichinger in dieser Hinsicht herausragend?

Ja, es gibt wenige Autorinnen und Autoren, die sich so fundamental auf ihre Angst berufen. Ein Ansatz könnte nun darin bestehen, diese Angst auf den Mo-

ment zu beziehen, als ihre Großmutter ins Konzentrationslager deportiert wurde, das war der Moment, in dem Wien für sie als Heimat ins Unheimliche gekippt ist. Ilse Aichinger wurde auch von ihrer Zwillingsschwester Helga, die nach England geflohen ist, getrennt; sie ist zurückgeblieben, um ihre Mutter vor den Rassengesetzen zu schützen.

Freud nennt zum Unheimlichen den Ödipuskomplex, das ist für ihn eine allgemeine Formel für: ein Trieb wird verdrängt und kehrt als Unheimliches wieder. Aichingers Vater – er stammte übrigens aus Linz – hätte Mutter und Tochter schützen können und hat sie verlassen, auch hier könnte eine psychoanalytische Interpretation der Angst ansetzen. Diese Möglichkeit der Interpretation möchte ich anbieten, aber zugleich andere Möglichkeiten offenhalten.

Wenn Ilse Aichinger in ihrer Erzählammlung *Schlechte Wörter* heimische Balkone unheimlich macht, dann kann man das in diesem Rahmen psychoanalytisch deuten, sich aber auch die Frage stellen: Warum ausgerechnet Balkone? Der Text *Zweifel an Balkonen* stammt aus den frühen 1970er-Jahren, ich lese ihn trotzdem als

eine Replik auf den Beginn der Zweiten Republik, auf den Balkon, von dem Leopold Figl die Zweite Republik verkündet hat. Für Menschen mit der Vergangenheit Aichingers musste dieser Gründungsakt unheimlich sein, der einen neuen Staat gleichsam im Handstreich mit der Stunde null beginnt. Der Text wäre also Replik auf die Wiederkehr einer „Verdrängung“ innerhalb der Kultur, und diese Interpretation ist mit einem theoriegeschichtlich späteren Begriff des Unheimlichen, mit Derrida etwa, besser zu fassen als mit Freud.

Freud verortet das Unheimliche im Bereich des Eigenen, was zunächst erstaunt. Wenn wir die heutigen Ängste betrachten, so könnte man den Eindruck gewinnen, dass sich das Unheimliche zum überwiegenden Teil nicht auf das Bekannte, sondern auf das Fremde bezieht. Ist da eine Situation mit veränderten Vorzeichen entstanden?

Naja. Dieses Problem drückt sich am direktesten in Theorien des Postkolonialismus aus, die mit der psychoanalytischen Tradition davon ausgehen, dass man sich das „Eigene“, also auch das Persönlichste, Individuellste nicht ohne den Blick in den Spiegel des Anderen bewusst machen kann. Das Unheimliche der kolonialen Situation – beispielsweise für Engländer in Indien – ist, dass die Kolonialisierten nicht einfach „die Fremden“, „die Anderen“ bleiben. Situationsabhängig beginnen sie, sich in einer Art Mimikry anzupassen, und sie beginnen zugleich, ein schwer ausrechenbarer Spiegel für das „Eigene“ zu sein: Für den Kolonialherrn ist weniger der fremd gebliebene, traditionelle indische Bauer unheimlich als der angestellte Lakai, der im englischen Anzug steckt und Englisch mit merkwürdigem Akzent spricht.

Rubrik

Literatur sagt ...

„... aber im Anfang“, sagst du, „war das Wort, und das Wort war eine Mordsgeschichte in einer dieser Umsonstzeitungen, die neuerdings die ganze Stadt bedecken. Ja, sie sind dafür gemacht, zu- und nicht aufzudecken, und siehe, das Wort wurde wahr.“

Zitat vom Beginn von „Die zwei Henriettas. Eine Odyssee“ von Lisa Spalt. Leseprobe auf Seite 11.

Um das also auf die jetzige Situation zu übertragen: Wenn uns syrische oder afghanische Männer ängstigen, dann ist es vielleicht am wenigsten das Syrische oder Afghanische an diesen Menschen, das uns unheimlich ist. Darüber wissen die meisten von uns wirklich konkret auch fast nichts. Aber was wir in ihnen wie in einem Zerrspiegel erkennen, ist zum Beispiel ein kultureller und ökonomischer Anpassungsdruck, unter dem nicht nur sie stehen und vielleicht auch ihre rückwärtsgewandte Orientierung auf den Krieg. So angedeutet, ist das Wiedererkennen des Eigenen im Unheimlichen vielleicht zu abstrakt und abgehoben von der jeweiligen Situation. Aber es ist nie einfach nur „das Fremde“, das uns unheimlich ist.

Ich selbst habe drei Jahre in Japan gelebt und fand das Land weniger unheimlich als etwa England oder Tschechien. Für Japan setzte ich voraus, dass dort alles völlig fremd ist. In Japan glaubte ich von vornherein zu wissen, dass ein Lächeln etwas anderes bedeutet als bei uns. Darauf bin ich in England oder Tschechien nicht vorbereitet. Und gerade, wenn dann das Lächeln in einer Situation doch etwas anderes bedeutet, kann es unheimlich wirken.

Du beschäftigst dich in deiner Forschung vor allem mit Autorinnen und Autoren, die sich literarisch mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen, wieso gerade dieser Bereich?

Die österreichische Literaturwissenschaft hat sich mit einigen dieser Texte von Lebert über Jelinek bis Haderlap schon ausführlicher beschäftigt. Wenn man diese Texte also durch die Brille des Unheimlichen neu beschreibt und interpretiert, dann muss sich diese Interpretation zugleich vor einer bestimmten Forschungstradition bewähren.

Der jüngst verstorbene Soziologe Zygmunt Bauman hat den Zustand einer permanenten, unbestimmten Angst in der Gesellschaft als „Titanic-Syndrom“ beschrieben: als Gefühl, durch eine dünne, tragende Oberfläche durchzubrechen und in der Tiefe des Meeres zu verschwinden. Findest du dieses Bild auch in der Literatur? Mit den Bildern der „dünnen Membran“ und des „Ozeanischen“ hat auch schon Freud den Übergang vom Bewussten ins Unbewusste beschrieben. Die Meerestaphorik findet man in Texten über Krieg und Holocaust, auch in der österreichischen Literatur. Maja Haderlap beschreibt in *Engel des Vergessens*, wie ihre slowenische Protagonistin die Kärntner Täler wahrnimmt, als seien sie in einem Eispan-

zer eingeschlossen, über den Krabben, Schnecken und Quallen kriechen. Sie kehrt das Bild also um und beschreibt das Ozeanische als Überschwemmung. Und auch diese Metapher taucht in der Alltagssprache auf, wenn wir zusätzlich zur „Überschwemmung“ an das Bild des „Flüchtlingsstroms“ oder an die „Flüchtlingswelle“ denken. Solche Bilder wirken unheimlich und kanalisieren Angst.

Seit einigen Jahren boomt die Kriminalliteratur. Zusätzlich ist ein Trend festzustellen, dass besonders grausame Krimis, wie sie auch aus dem Norden zu uns schwappen, besonders erfolgreich sind. Könnte ein Erklärungsversuch dafür auch darin bestehen, dass ein vom Leben irritiertes oder verängstigtes Publikum seine Angst durch unheimliche Lektüre kontrollieren möchte? Kann man sich durch die Fiktion von realer Angst distanzieren?

Ja, so würde ich diesen Krimiboom erklären. Angst, die man oft gar nicht fassen, geschweige denn aussprechen kann, wird auf die unheimliche Lektüre projiziert. Man kann dann die Angst mit der Gewalt in der Fiktion dem Anschein nach ausagieren und die Lösung des Krimis beseitigt das Unheimliche dann schließlich ganz, wenn auch fiktiv. Der Soziologe Luc Boltanski hat in einem seiner Bücher vor allem klassische Krimis analysiert. Er behauptet, dass die Lust am Krimi dadurch entsteht, dass die scheinbar vertraute Wirklichkeit durch das Rätsel des Kriminalfalls unheimlich gemacht wird. Regeln werden außer Kraft gesetzt, im Unheimlichen wird die sichere, langweilige Wirklichkeit zur Welt erweitert. Und durch die Auflösung des Falls kippt alles wieder ins Vertraute, der Krimi ist konservativ.

In einem deiner Bücher thematisierst du zentral die Ironie, siehst du eine Verwandtschaft zwischen dem Unheimlichen und der Ironie?

Eine bestimmte Sicht der Ironie gab mir den Impuls, mich mit dem Unheimlichen zu beschäftigen. Robert Pfaller zitiert in seinem Buch *Die Illusionen der anderen* das Beispiel eines Schauspielers, der als Toter auf der Bühne liegt und plötzlich niesen muss. Diese Situation kann für Theaterbesucher komisch sein, sie kann aber auch unheimlich sein für jene, die in der Theaterillusion befangen sind. ■

Silvana Steinbacher ist Autorin und Journalistin.

Christoph Leitgeb, Univ. Doz. Für Neuere deutsche Literatur, Literaturwissenschaftler, wissenschaftlicher Redakteur der Zeitschrift *Sprachkunst*.

The Sun. The Sun blinded me.

Das Tribute beim diesjährigen Filmfestival Crossing Europe ist Anka und Wilhelm Sasnal gewidmet. Pamela Neuwirth hat den diesjährigen Eröffnungsfilm *The Sun* bereits gesehen und einen Blick auf das Filmschaffen des Regie-Ehepaares geworfen. Politische Haltung, Polen, die Tristesse am Land und ein unverhohlenes Interesse an den menschlich dunklen Seiten: Wegen Vieldeutigkeit und existenzieller Offenheit der Filme garantiert kein Spoileralarm.

Text **Pamela Neuwirth**

Wenn *The Sun* mit einer Sequenz zweier aufeinandertreffender, trauriger, sich nicht weiter bekannter Männer, deren Wege sich ebenso abrupt wieder trennen, beginnt, ist noch nicht offensichtlich, warum gerade diese Geschichte als Eröffnungsfilm des Crossing Europe Filmfestival ausgesucht ist. Das Vexierspiel aus Angst und Konvention entspinnt sich erst langsam mit dem laufenden Protagonisten; nennen wir den Helden im Folgenden den Läufer. Er, der Läufer, der jeden Tag seine Runden dreht, gerät in einen Sog, in

den er sich weitgehend unkommentiert und scheinbar unbeteiligt hineinziehen lässt. Später werden andere die tödliche Eskalation erklären und als Nichtbeteiligte die Tat und ihn richten. Dem KünstlerInnenpaar Anka und Wilhelm Sasnal, die neben der bildenden Kunst (Wilhelm Sasnal) Spielfilme wie auch Kurzfilme produzieren, haben mit dem heurigen Eröffnungsfilm von Crossing Europe einen Rückgriff auf das 1942 erschienene Buch *Der Fremde* von Albert Camus gemacht und eine filmische Neuadaption realisiert. *Der Fremde* ist die Geschichte eines Mordes. Camus' Geschichte und deren Tatort haben die Filmemacher Sasnal für *The*

Sun. The Sun blinded me an einen namenlosen Strand im heutigen Polen verlegt, das, wie jedes andere Land und jede andere Gesellschaft in Europa, mit den aktuellen Migrationsentwicklungen zurechtkommen muss. Das Polen der Sasnals ist ein enges Gehäuse aus Staatsreligion und ihrer orthodoxen Riten, aus xenophoben Gerede über Ebola und „den Ukrainern“, das sich während einer Feier beim polnischen Barbecue unverhohlen zeigt. Das Heilige trifft auf das Profane, wobei die beiden naturgemäß gegensätzlichen Pole – an anderer Stelle auch in der Figur des Pfarrers vereint – ins Bodenlose zu stürzen scheinen. In der Stille seines kleinen Le-

The Sun. The Sun blinded me – die letzte Filmarbeit der Sasnals von 2016.

Bild **The Sun**. Filmstill.



bens wird der Geistliche ohne seine heiligen Insignien etwa zum gewöhnlichen Menschen, der in Unterhosen sein Käsebrod isst und zu viel Aftershave benutzt, bevor er später wortreich die Auferstehung verkündet. Erlösung, Mitgefühl und Gnade, Werte, denen der Geistliche und seine fromme Schar bei einem Begräbnis huldigen, werden letztlich niemandem zuteil und reduzieren sich auf Konventionen und Rituale. Nur der eingangs erwähnte Läufer schweigt und läuft emotionslos seinem Schicksal entgegen, das mit dem Fremden auf geheimnisvolle Weise verbunden scheint. Durch die Filmkunst des polnischen Regie-Paars ist die Erzählung nahe an die Untiefen der Gesellschaft herangeführt. Ein Kunstgriff ist es auch, dass jener, der vordergründig Schuld auf sich geladen hat, seltsamerweise – um in der religiösen Diktion zu bleiben – davon trotzdem unbefleckt scheint. Es gibt Dinge und Verhältnisse im Leben, die nicht begründet und auch durch Urteile nicht mit Sicherheit geklärt werden können. Die Dinge und Verhältnisse sind meistens größer, als es das Individuum ist und sie weisen sehr oft auf gesellschaftliche Kräfte im Hintergrund. So bleibt das Motiv der Tat eines Vereinzelten vordergründig rätselhaft und kann auch vor der Gerichtsbarkeit nur mit unzureichenden Gründen erklärt werden: *The Sun. The Sun blinded me*. Es wird jemand anderer die Runden des Läufers im Weltgeschehen drehen müssen.

Von der Idylle des Landlebens freilich kann man sich beim Eintritt ins Kino auch bei *Swineherd* (2008) verabschieden. *Swineherd* versteht sich als Referenz auf das gleichnamige Märchen von Hans Christian Andersen und ist im Film als ab-

surd-perverser Kosmos auf einem fast normalen polnischen Bauernhof angesiedelt. *Swineherd* ist ein Paralleluniversum, indem die Währung der Menschen aus Brotkrumen und Habseligkeiten besteht, die man sich heimlich zusteckt oder stiehlt. *Swineherd* erzählt vom technologiefreien Leben, von Kitteln und Hosentaschen, die als Kommunikationskanäle für Zettelchen dienen – falls man kein Analphabet ist. *Swineherd* zeigt eine Welt, in der der Bauer längst selbst zum Knecht degradiert worden ist und trotzdem das Hegelsche Herr-Knecht-Verhältnis weiterspielt. Und so vom Gutsbesitzer-Knecht kontrolliert, entwickelt auch das rare soziale Leben seine täglichen Heimsuchungen und Sabotagen, wodurch auch das einzige moderne Kommunikationsgerät – ein Radio – bald ertränkt wird, somit niemand sich daran erfreuen kann. Wer hat etwas zu sagen und wer ist der Gute in der Geschichte vom Schweinehirten? Ist es der dem Gutsbesitzer-Knecht unterstellte junge Knecht-Knecht, der mit einem Stock im sprichwörtlichen Trüben fischt und doch nur Nazi-Devotionalien aus dem Schlammloch angelt? Sind es die jungen Leute, die ein Dorffest veranstalten und von Hippie- bis neuerer Musik beschallt, etwas zu sagen haben? Die Jugend, das Fest, ein Musikant in Lumpen, der des Weges kommt und später in einer eigenartigen Bondage-Variante im Schweinestall zurückgelassen wird – Szenen in Schwarz/Weiß zwischen unverputzten Häusern, Stacheldraht, Nutztieren, seltsamen Stillleben aus Wurst auf Brot auf Hut, und ein noch merkwürdigeres Ende als Ausstieg: Nur ein bisschen Swing aus dem ertränkten Radio und vielleicht könnte die Flucht aus der Trostlosigkeit letztlich doch noch gelingen?

In Polen bleibt es auch in drei weiteren Filmen rätselhaft: *It Looks Pretty Nice From A Distance*, ein Film von 2011, stellt keine eindeutige Aussage in den Vordergrund. Verfremdete Geräusche und zumeist Stille halten eine sich grausam am ländlichen und menschlichen Minimum dahinentwickelnde Geschichte in der Schwebe. Eine Stringenz der Erzählung wird auch durch eine fast aufgehoben wirkende Zeit verunmöglicht. Dass auch so das klassische Anfang-Mitte-Schluss-Paradigma des Films aufgehoben wird, kann jedoch das Filmpublikum näher an ihre eigene Lebensrealität heranführen, wo diese Scheinordnungen ja trotzdem auch nur schwerlich existieren. *Alexander* (2013) zeigt ebenso, jedoch etwas freundlicher, die ländliche Lebenswelt als Niemand-

land in der polnischen Weite, Menschen organisieren im Familienbund ihren Alltag. Die heute wieder vielfach verklarte Natürlichkeit des Landlebens wird uns nüchtern vor Augen geführt. Beispielsweise wird die Schlachtung eines Hasen minutiös dokumentiert: als Anatomie des Lebens und des Sterbens. Und last, but not least: *Parasite*, der 2014 übrigens seine Österreich-Premiere bei Crossing Europe hatte, ist wiederum ein Film, in dem die menschliche Existenz in ihrer Endlichkeit reflektiert wird. Das Leben eines Säuglings wird gegengeschnitten mit dem Leben eines alten Mannes, der mal in der schmutzigen Fabrik, dann im sterilen Krankenhaus zu sehen ist. Der Gegensatz fällt dort zusammen, wo das Künstlerpaar betont, mit wie wenig die Menschen von Beginn bis zum Ende zurecht kommen müssen. Er wird für einen kurzen surrealen Moment, der fast wie auf ein Gemälde gebannt wirkt, zärtlich, wo der alte Mensch mit dem Baby auf der Brust zu sehen ist. Der Trost auf einen Kreislauf des Lebens wird jedoch gleich wieder auf Reverse gesetzt: als künstlerisches Stilmittel kehrt etwa der aufsteigende Fabriksrauch aus dem Schornstein wieder in diesen zurück.

Neben den fünf Spielfilmen präsentiert Crossing Europe auch Kurzfilme aus dem Sasnal-Kosmos. Allen Filmen des Regieduos liegt zwar ein gemeinsamer existentieller Ton zugrunde, oftmals spielen diese Kurzfilme aber nicht im ländlichen Polen und an seinem existenziellen Minimum. Sondern es spielt sich neben der Tristesse etwas Kreatives in den Vordergrund, immer taucht da auch etwas klar Lebensbejahendes auf, mit der eine Schwierigkeit überwunden wird: Mit dem Skateboard über ein zuvor abgesägtes Autodach fahren, mit Protest der Unterdrückung begegnen – popkulturelle Bezüge und Freiheitsgefühl helfen aus der Enge eines regulierten Lebens. Ein Werk, das insgesamt am feinen Grat zwischen Pessimismus, Dystopie und existenzieller Offenheit angesiedelt ist. ■

Pamela Neuwirth ist unter anderem Autorin und Radiojournalistin.

🕒 Crossing Europe findet 25.–30. April in Linz statt.
Das umfangreiche Programm findet sich auf
→ crossingeurope.at

Rubrik

Theorie sagt ...

„Übergang oder Austausch müssen dann nach Umwegen oder paradoxen Verbindungen suchen, nach Korridoren, deren schräge Durchquerung nicht immer der exakten Identität der Dinge folgt.“

Wir zitieren „Die zwei Henriettas. Eine Odyssee“ von Lisa Spalt, die wiederum dieses Zitat von Michel Serres' „Atlas“ ihrem neuen Buch vorangestellt hat. Leseprobe der „zwei Henriettas“ auf Seite 11.

Die Odysse der zwei Henriettas

„Henrietta“, sagst du dir, „jetzt hast du es kapiert: Die Frage an dich lautet, ob du überhaupt existierst.“ Von Lisa Spalt ist soeben der Roman „Die zwei Henriettas“ erschienen – eine Geschichte, in der nichts erfunden, aber alles Fiktion ist. Ausgangspunkt einer Recherche von hier bis in die USA ist ein Konvolut von Fotografien. Die Sehnsucht nach Wahrheit, Hintergründen und Räumlichkeit prallt auf der Suche nach Information am flachen Bildschirm ebenso ab wie an einer ganz normal irrationalen Realität. Ein Textauszug.

Textauszug aus „Die zwei Henriettas“ von Lisa Spalt

Henrietta. Das Bild tritt mit deinem Jahrhundert in Verbindung. Ein Paket von Scans vergilbter Fotografien liegt auf deinem Schreibtisch, mit Rändern, die diese böserartige Schlampe von Zeit, in der du lebst, an den Ecken angeknabbert hat, als wären es Tafeln von im Schrank der Oma weiß angelaufener Schokolade. Du sagst dir: Henrietta, schau dir diese Zeit an, in der du ungefähr so lasziv herumliegst wie eine Dame im Burkini irgendwo am Ballermann. Schau dir diese Zeit an, die in ihrem Messie-Haushalt einfach alles vergammeln lässt, die jeden Käse so lange liebt, bis er sich aufbläst und vor Eitelkeit aufrecht zu gehen beginnt, wahlweise in Gestalt eines schnittigen Lehrers aus Nordrhein-Westfalen im vielleicht gewollt unvoreilhaftigen, mit Kreuze bildenden Karos bedruckten Look, der vor dem Mikro des landesweiten Broadcastings zu flirren beginnt mit dem Ziel, den Hohlraum um sich herum mit einer Art Vervielfältigung seiner selbst zu stopfen, diesen Raum, den man ihm zugemessen hat wie einen zu großen Taucheranzug. Und in deiner Geschichte, die, wenn sie gelungen ist, ein Gleichnis sein wird, geht es natürlich um die letzte Frage. Es geht um die Frage: Ist dieser Käse ein Gedicht. Ja, darum hat dieser vorhin hier eingeführte Mann jetzt etwas zur längst fälligen Schulreform zu sagen, nämlich dass man doch bitte endlich den Konjunktiv zwei und, seien wir uns ehrlich, den Geschichtsunterricht stanzen solle im Lehrplan et cetera, aber sagen wir ruhig „und so weiter“. Du stellst dir vor, wie die Jugend, unsere Zukunft, in irgendeiner beliebigen Bäckerei herumsteht und stottert: „Ich habe so gern ein Kipferl, bitteschön.“ Ja, da käme es zu unschönen Szenen, die der Pfarrer nicht

goutieren würde / Schrägstrich / da kommt es zu unschönen Szenen und so fort. Und natürlich lässt du diesen unappetitlichen Tragödienkeks hier angebissen liegen. Denn deine Zeit ist eine Einkäuferin und Nicht-Konsumentin, ein Jahrhundert der Buyies, Messies und Schmeißies, eine Karikatur ihrer ernstesten, älteren Geschwister, die vielleicht erwachsener, aber natürlich auch völlig irre waren. Jeden Tag zieht das Gespenst des Jahrhunderts, das seit Menschengedenken immer wieder eine neue Verkleidung annimmt, die Gesichter der Menschen von den Köpfen ab, indem es sie in Pixel übersetzt. Jeden Tag erzeugt es tausende von zusammenhängenden Bildern, von denen die meisten am Gängelband toter Links verschimmeln und nie ihrer Bestimmung des Betrachtetwerdens zugeführt werden. Dennoch existieren die oft noch, wenn die abgelichteten Menschen schon lange in allen angesagten Shops Hausverbot haben oder sich die Augenbrauen, die sie sich ein Leben lang weggezupft haben, wieder rauf tätowieren haben lassen, weswegen manche jetzt aussehen wie nicht ganz fertig gewordene Repliken der Schwester Tutanchamuns. Ja, die Menschen, die heute zu hundert Prozent davon leben, als Models für irgendwelche Bilder zu dienen, welche hauptsächlich dazu da sind, weggeklickt werden, gibt es nur einmal, und das in einem einzigen, unförmigen, länglichen Zeitstück. Diese Menschen werden immer noch in der Zeit spaghettifiziert, sie werden miteinander verknüpft und langgezogen, bis sie als ihre Lebensfäden reißen, während die bunten und perfekten Gesichter derselben Personen aus verschiedenen Zeiten in Filmen und Fotos als Erben nebeneinandertreten, um gegeneinander vollkommen unversöhnlich zu wirken; während sogar die total unterschiedlichen Gesichter der gesamten Menschheit einan-

der gegenüber treten und sich selbstständig um die Sendezeit im Stadt-TV prügeln. Da trifft die Soldatin als Foltermagd aus dem Mittelalter auf den futuristischen Sternreisenden, der beleidigt die Mundwinkel runterzieht, weil es immer noch keine App gibt, die ihm die Zehennägel in Lachsrosa lackiert. Und für beide stand kurz zuvor dieselbe Darstellerin Modell, aber trotzdem passen die Bilder nicht zusammen. Denn von uns billigen Props schaffen es eben nur ganz wenige, zu hundert Prozent gefilmt zu werden. Es klaffen meist Lücken zwischen unseren schlecht bezahlten, schlecht beleumundeten Auftritten; der Morphing-Prozess des Alterns, der zwischen zwei Bildern vermitteln könnte, ist aus Kostengründen komplett gestrichen. Die erwähnten Zombies von Gesichtern dagegen sind wirklich erst, wenn der letzte Online-Speicher eingeht, auf dem sie herumliegen, erledigt. Da tut es dann auch nichts mehr zur Sache, ob die Schauspielerin, die sie geschnitten hat und darum denkt, es sei irgendwann auf sie angekommen, sich nun irgendwo noch „Fuck you Goethe“ reinzieht und meint: „Ego video, also bin ich“. Die sitzt dann an diesem Punkt ihres Lebens mehr oder weniger unsichtbar in ihrer ungeheizten Blockhütte eines stromlosen Jenseits und denkt darüber nach, ob sie sich mit einer Bombe in die Nachrichten und damit zurück ins Leben sprengen könnte. „Henrietta“, sagst du dir, „jetzt hast du es kapiert: Die Frage an dich lautet, ob du überhaupt existierst.“

Hey, freie Dienstnehmerin. Du bist heute im Krankenstand, was eben gerade nicht bedeutet, dass deine Arbeitszeit ausgeht, will sagen: was eben gerade nicht bedeutet, dass deine Arbeitszeit ins Gewand des Feiertags schlüpft, sondern vielmehr, dass sie, wenn ihre Nachfolgerin aus der näch-



Henrietta Goeritz aus dem Roman „Die zwei Henriettas“.

Foto Privat

sten Woche sich bereits zur Tür reinschwingt in ihrem heißen Lederkostüm, seit Längerem ungeduldig auf dich wartet wie die Braut am Wochenende auf ihren Schatz, der sie auf seinem Motorrad mit ins Grüne nimmt. Und die beiden Damen werden natürlich nächste Woche keppelnd vor dir stehen und sich in die Wolle kriegen, weil jede von ihnen deinen Luxus-Körper ganz für sich allein haben will. Bezahlen aber musst du sowieso für beide mit deinem Leben, aber nur für eine kriegst du zur Hälfte bezahlt. Also klickst du jetzt, eine quasi nicht existierende Zeit wie ein aus einem Comic entkommenes Sauerstoffbläschen im Weltall nutzend, probeweise auf www.vorname.com, um zu sehen, wie Henrietta, dein neues Ich, beim altgedienten Personal deines Lebens ankommt. Vielleicht solltest du die Rolle annehmen? Henrietta, Herrin des Hauses: gilt durchwegs als intelligent und extravertiert. Scharf ihre Leute mit einfachem Runterziehen eines Mundwinkels um sich. Nun, vielleicht hättest du eine bescheiden die Beine übereinanderschlagende junge Dame mit leiser, rauchiger Stimme, die sich bei Partys in einer dunklen Ecke ihre Slim-Zigarette reinzieht und der heimliche Magnet des männlichen Teils der anwesenden Gesellschaft ist, bevorzugt. Du hattest dir ja eigentlich fix vorgenommen, dieses Mal auf die Glamour-Karte zu setzen. Aber schon wieder wird das alles hier

nur ein Knallbonbon. Okay, du klickst, klickst, klickst, das geht dann so hin und her, und am Ende übernimmst du die Rolle der Protagonistin, weil du klamm bist und nie weißt, ob morgen ein anderer Auftrag reinkommen wird. Dein momentaner Job läuft sowieso bald wieder aus beziehungsweise ist das eigentlich immer gerade der Fall, so dass du die Bemerkung stehen lassen kannst, auf dass sie ihre Präsenz eines Sich-Wiederholens im Dableiben entfalte. Also auf ähnliche Weise bleibst ja auch du selbst du selber, während du vorübergehend Betreuerin, Leih-Sandsack diverser Danke-dann-doch-nicht-Chefs oder Schulkrankenschwester Henrietta bist. Das alles bist du, dieser Umstand ist so verbürgt wie die Tatsache, dass Melchisedek, Haile Selassie und Jesus von ein und demselben Gott gespielt wurden, der nur aufgrund dieser drei Rollen ein Stipendium für die Unendlichkeit aushandeln konnte. Dagegen gerätst du bei deinen immer schneller aufeinanderfolgenden Engagements zunehmend in einen Zustand manischer Panik, ein bisschen so, als würde der Zugangscod zu deinem System fortlaufend gewechselt und als würde dir daher dreimal täglich ein Adrenalinschub diesen Schrecken, die gerade aktuelle Zahlenkombination vergessen zu haben, durch die Adern jagen. Aber du musst dich ja nur immer wieder ruhig mit deinem neuesten Unternehmen identifizie-

ren, du musst nur immer wieder alles geben, dann wirst du immer wieder anfangen dürfen, ein bisschen etwas zu werden; daher also – unter anderem – derzeit das Unternehmen Henrietta. Kriegst du die Sache diesmal gebacken? Verflixt: Henrietta hat es dir, das merkst du an den vom Beginn der Unternehmung an freiwillig und entgeltfrei geleisteten Überstunden, bereits angetan. Sie hat, das wird dir klar, tatsächlich dich ausgesucht, um sich zu verkörpern, nicht umgekehrt. Ja, das historische Bild sucht sich den Menschen aus, den es als sein Ebenbild formen kann, aber bei der allgemein herrschenden Blasphemie, die wie alle anderen Erscheinungen des heutigen Lebens zunächst auch als ein verlockendes Bild existiert hat, denkt man jetzt, es gehe auch umgekehrt, und hält sich für den Prototypen des Menschen, nach dem das Ideal produziert werden könnte. Es ist sicher kein Zufall, dass die schöne Henrietta gerade in deinem unzulänglichen Körper geboren werden will: Es gibt da etwas an dir, das hoffnungslos antiquiert ist, und in so einem Biotop fühlt sich ein Gespenst eben wohl, es befindet sich da sozusagen in seiner ihm von einem evolutionären Schneider angemessenen ökologischen Nische. Also freu dich jetzt einfach mal, dass die Benutzeroberfläche von Henrietta schön und cool erscheint, so assoziiert du dich leichter mit ihr. Ist doch ein guter Job, auf jeden Fall

um Längen besser, als sich zum Beispiel mit einem Hersteller von lustigen rosafarbenen Weichplastik-Kaktus-Penissen, die inzwischen den größten Teil des Umsatzes von Schreibwarenketten ausmachen, zu identifizieren, nur damit man ein bescheidenes Einkommen hat, mit dem man dann, wenn man, weil man ja selber einfach nicht so bescheiden sein kann wie das Einkommen, nebenbei ein ganz kleines bisschen auf einer der städtischen Müllhalden die Kunststoff-Sammlerin gibt, recht gut auskommen kann. Rohstoffe sind Wertstoffe, like me, like me!, Daumen hoch. Du bohrst deinen rechten Daumen in die darob glücklich erstrahlende Bildschirmluft, die wieder einmal nicht merkt, was ihr widerfährt, und fragst dich, ob Facebook für die Länder, in denen diese Geste als obszön gilt, eigentlich ein eigenes Symbol erfunden hat. Klick, klick. Im Netz, in dessen vieldimensionalem Koordinatensystem du tagtäglich mit eingeklippt wirst, scheint es, als du neugierig nachhakst, die Frage nicht zu geben. Sie ist, technisch gesehen, stellbar, also formulier- respektive ins Suchfeld eintippbar, aber das kollektive Gehirn kann auf sie offensichtlich keine Antwort generieren. Dieses ganz persönliche Auffangnetz für deine Gegenwärtigkeit dreht dir auf diese Weise gerade die hellrosa Schulter einer Schaufensterpuppe kaukasischen Typs ins Blickfeld, sodass dir wieder einmal die Angst vor einem europaweiten Stromausfall wie ein kalter Kuschelhormon-Entzug den Rücken hochkriecht. Du weißt, was dir in diesem Fall blüht! Dantes Inferno wäre der blühende Dachgarten eines Penthouses bei Abendrot dagegen. Die rund um die Uhr lächelnde und sich bedankende Koreanerin im Sushi-Laden, die, das hast durch ein paar einfache Frage-und-Antwort-Spielchen herausgefunden, *in Wirklichkeit* ein Pflege-Roboter ist, könnte sich nicht merken, was du bestellt hast. Die Leute wüssten ohne soziale Netzwerke nicht, ob sie gerade beliebt sind oder nicht, Massenselbstmorde würden einer beispiellosen, alle erfassenden Verunsicherung, die man als endlose Challenge einer beliebten Reality-Show empfinden würde, auf dem Fuße folgen. Am Ende würden sich die U-Bahn-Garnituren in den Schächten zu Haufen von Blech verspießen, und wir würden alle auf der Suche nach unseren Liebsten zerlumpt durch die Städte humpeln – Städte, die aufgrund massenhaft auftretender Aspartam-Hypos von in der Folge randalierenden Familienvätern wie zerbombt wirken würden unter dem stinkenden Gelbfilter, den das trotz aller Notstrom-Aggregate

und mit extra-langer Laufzeit punktender Smartphone-Akkus am Aufmerksamkeitsentzug langsam verreckende Internet ausdünsten würde. Der Tod der Medien wäre unausweichlich und damit der des einzigen Instruments, das es unserer unterentwickelten Logik ermöglichen konnte, jemals unsere Kohorte zu finden. Mensch, beschäftige dich zur Beruhigung ein bisschen mit der schönen Henrietta, die zu verkörpern du dir vorgenommen hast – eine Frau aus einer Zeit, die zu einem großen Teil ohne Elektrizität klarkommen konnte. Bewundere ihre schlanke Datengestalt. Erkenne, dass, je weiter du bei deinen Recherchen in der Zeit zurückgehst, die Leute, die an den zugigen Ecken der Links rumlungern, immer prominenter und daher immer seltener werden. Es sind fast keine Frauen darunter, und so wunderst du dich nicht, dass die Geschichte immer wieder abreißt: Mit wem hätten die Herren Nachkommen zeugen sollen? Allein: Henrietta ist zu finden.

Wir nähern uns den Fakten, wir nähern uns der Welt. Du sagst dir: Die Daten werden heute in so großen Mengen aus den Tuben gepresst, dass die Geschwindigkeit ihres Erscheinens über ein kritisches Maß der Wahrnehmbarkeit hinausgetreten ist. Auf diese Weise lernten sie als Erfahrungen in vier Dimensionen laufen. Und das ist so ähnlich passiert, wie einst die Bilder im Film beweglich geworden sind. „Was willst du mit dieser Henrietta, geboren, gelebt, gestorben“, fragst du dich. „Hm“, sagst du dir, „du willst eigentlich nur auf die Kommode deiner Vergangenheit deinen Plasma-Schirm der Gegenwart stellen.“ Dazwischen liegen dann die polsternden Luftmasken einer gehäkelten Zeit – nicht, um die Zeitfenster und ihre Aussichten zu verbinden, sondern damit sie, weil sie allem Anschein nach spröde sind, nicht aneinander zersplittern. Nimm das Deckchen weg, und du ragst zappelnd aus Henriettas gepolstertem JPEG-Sofa vom Anfang der Zwanzigerjahre – genau, das mit den stoffüberzogenen Knöpfen, das jetzt an deiner Stelle steht. Nimm sie weg, und die Zweige der Zimmerpalme lappen schmerzhaft aus dir heraus. Oder du siehst kurz an dir herunter und entdeckst, dass du bereits im Körper der bildschönen Henrietta steckst, dass du in einer Runde von kleinen Gören hockst, die die Kaffeetassen in den Händen gegen die Untertassen klappern lassen. Gerade liest deine Protagonistin, die du fährst wie die Kranführerin ihre Maschine, mit der sie im Laufe ihrer Dienstjahre *verwachsen* ist, die Zukunft aus ihrem Törtchen. Ihr Sing-

sang erinnert dich an etwas, was sie der-einst werden wird. Gleich machst du daher den Mund auf, weil schließlich *du* hier leibhaftig die Zukunft darstellst, welche über sich schon so einiges zu erzählen wüsste. Und natürlich entwickeln sich in diesem Setting tumultuarische Szenen, weil du dich in der Zeit Henriettas überhaupt nicht auskennst und dementsprechend unverständlich wirkst. Du dagegen verstehst zwar alles – aber auch wirklich alles falsch. Die Zeit scheint aufgeplatzt wie der Stoffbauch einer alten, mit seltsam harten Kunststoffgliedmaßen versehenen Plinkerpuppe. Das ganze von Babyspucke aus mehreren Kindheiten imprägnierte Füllmaterial quillt raus, aber du hast den Eindruck, man stopfe es dir in den Mund. Und so erzählst du, dumpf brabbelnd, wie durch das undeutliche Gleichnis eines Romans hindurch irgendetwas Verqueres von einer Wohnung, die du gerade besichtigt hast – da erwartete dich vor der Tür *ganz Österreich*, das hier in Denver keiner auf einer Landkarte fände, ja, ein Österreich, das an diesem Ort der Welt wahrscheinlich gar nicht existiert, wartete auf dich mit blutunterlaufenem Blick, wieder mal ziemlich blöd personifiziert als ein zitternder Alkoholiker, der dich, indem er dir im jammernden Ton versicherte, er sei schlicht für gar nichts, wirklich gar nichts zuständig oder haftbar zu machen, mit taumelndem Schweißgruß willkommen hieß. ■

☞ Textauszug: Lisa Spalt „Die zwei Henriettas. Eine Odyssee“, Czernin Verlag, Wien 2017

🕒 Buchpräsentation 04. Mai 2017 im StifterHaus
→ www.stifter-haus.at



Fotos: Skizzen Ausstellungsbeitrag Feminismus und Krawall (f.u.k.) bei Kristallin#33 im Salzamt Linz
© **Feminismus und Krawall**
→ www.feminismus-krawall.at

Out Demons Out

Ein altgewordener Fan aus Österreich trifft den einstigen Polit-Rock-Berserker Edgar Broughton und versucht ihm klarzumachen, wie dessen Musik ihn damals vor der Enge und Bedrückung im dörflichen Post-Nazi-Österreich gerettet hat. „Out Demons Out!“ ist ein Faction-Roman über die Edgar Broughton Band – Walter Kohl hat einen Textauszug des eben erschienenen Buches zur Verfügung gestellt.

Textauszug aus **Out Deamons Out**. Von **Walter Kohl**

... do you wanna be a hero?

Oh Sir, I do.

One more question:

Right, Sir.

Do you wanna go to war, boy?

Oh yes please Sir, yes please Sir!

Charly hatte sie immer beneidet, die Rockmusiker. Wegen der vielen Frauen, der Hotelnachtorgien, der langen Haare und wilden Bärte, hatte er gedacht, als er selber sechzehn war und ihm Hilda und der Maurer und die Klosterschule, auf die sie ihn geschickt hatten, vorschrieben, wie lang seine Haare sein durften. Nicht sehr lang nämlich. Nur unwesentlich länger, als sie der Maurer getragen hatte, damals, bei der Hitlerjugend und im Reichsarbeitsdienst und beim U-Boot-Corps.

Im Kino sah er den Woodstock-Film, die unsägliche frühe deutsche Synchronfassung mit der oberlehrerhaften Kommentarstimme, die mit leicht empörter Besorgtheit vor Drogenmissbrauch warnt. Am tiefsten beeindruckten ihn Grace Slick, weil sie so schön war, und Country Joe McDonald, weil er so wütend anschrie gegen – ja, wogegen eigentlich? Charly wusste nicht, wogegen dieser Mann im Army-Parka wütete, doch es war gut. In der Wiener Stadthalle sah er Hair. Die *Progressiven* aus der Maturaklasse hatten die Busreise in die Hauptstadt organisiert, gegen zähen Widerstand des Gymnasialdirektors hatten sie durchgesetzt, dass auch Schüler aus der fünften und sechsten Klasse teilnehmen durften.

Charly verstand nichts von dem, was vorne vorging. Irgendwie drehte es sich um Vietnam. Er wusste nichts von Vietnam. Er kannte die Fotos aus dem Stern, das rennende nackte Kind mit der verbrannten Haut, der eine Vietnamesen, der einem anderen Vietnamesen in kariertem Hemd mitten auf der Straße mit einer kleinen Pistole in den Schädel schoss, die riesigen Flugzeuge, die irgendwie zu eckig und zu lang aussahen, aus denen die Bomben

träufelten wie Regentropfen. Er hatte wahrgenommen, dass die paar Gammler aus den Nachbardörfern, die manchmal mit ihren auffrisierten Mopeds durch das Dorf geknattert waren, in Lederjacken und mit Ketten behängt, auf einmal alle die grünen Armeejacken trugen, Ami-Jacken nannten sie sie. Sie gaben an vor den jüngeren Buben und den Mädchen, es seien original amerikanische Uniformjacken aus Vietnam, gebraucht, die Zellstofffabrik drüben beim Flughafen kaufte die auf, um daraus Papier zu machen, die Arbeiter suchten die wenig beschädigten Jacken raus und verkauften sie unter der Hand. Da, sagten die Burschen auf den Mopeds und zeigten auf Löcher im grünen Stoff, das sind Einschusslöcher.

Die Welt draußen wurde einem einfach erklärt, wenn man als junger Mensch in einem Dorf lebte. Die Vietnamesen waren die Guten, die Amerikaner die Bösen. Die Mopedrocker mit ihren Country Joe-Jacken waren auf der richtigen Seite. Warum viele von ihnen die amerikanische Flagge auf den Parka-Rücken genäht und etliche die Tanks ihrer Mopeds und ihre Helme mit den Stars and Stripes bemalt hatten, wie Fonda in *Easy Rider*, das irritierte keinen, die Rocker nicht, und auch nicht die jüngeren Burschen, die sein wollten wie sie. Und auch nicht, dass sich sogar die Väter irgendwie klammheimlich zu freuen schienen, weil die amerikanischen Soldaten jetzt die Arschlöcher waren, die Amerikaner, denen sie sich ergeben hatten müssen, die dann zehn Jahre lang das Kommando hatten, mit denen ihre Mädchen vögelt, denen ihre Kinder um Kaugummi bettelnd nachliefen.

Es hatte für junge Menschen einfach alles, was jung und neu und aufregend war, irgendwie mit Vietnam zu tun in diesen Jahren. Doch in der Wiener Stadthalle sah Charly auf der Bühne in all dem Hippie-Flower-Power-Getue nur die nackten Brüste und Ärsche der Schauspielerinnen im Trockeneis-Nebelgewabber.

Charly und sein Bruder waren Buben gewesen, wie sie in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Krieg zu Zigtausenden auf den Dörfern lebten: Sempel gestrickt, an nicht viel mehr interessiert als möglichst wenig Zeit mit der Schule und den Hausaufgaben zu verschwenden, als Winnetou und Old Shatterhand über die Kuhwiesen und durch das Unterholz in der Au zu schleichen, sich Nachmittage lang mit verfeindeten Bubenbanden zu prügeln und die bunten Bildchen aus den Verpackungen der Schokoladeriegel mit dem italienischen Namen zu sammeln, zu tauschen und in die Alben zu kleben, zuerst Tiere der Welt und dann Szenen aus Karl May-Romanen. Abends dann ein bisschen fernsehen.

...

Nichts Besonderes war an so einem Landleben junger Menschen. Musik spielte keine Rolle. Musik, das war das Gedudel aus dem Saal des Wirtshauses, das in den Nächten der Feuerwehr- und Kameradschaftsbund- und Landjugendbälle im halben Dorf zu hören war, Polkas und Märsche und Walzer, wenn die Kapelle des Musikvereins aufspielte, schlecht interpretierte Schlager, wenn eine Tanzcombo ihre elektrifizierten Instrumente quälte. Musik, das waren scheppernde Klänge aus den Musicboxen in den Wirtshäusern. Von hundert Singles, die zur Auswahl standen, war die Hälfte von Slavko Avsenic und seinen Original Oberkrainern, die andere Hälfte Schlagerlieder, so überarrangiert und im Studio aufgemotzt, dass sie unwirklich klangen. Ganz zu schweigen von den Texten, die wirklich aus einer nirgendwo existierenden Unwirklichkeit kommen mussten. Am Abend träumen sie von Santo Domingo und weißen Orchideen. Die Liebe ist ein seltsames Spiel, sie kommt und geht von einem zum andern. Es hörte sich genau so schmalzig und bescheuert an wie die Opern, die sich Hilda manchmal im Fernsehen ansah. Am

Tag als der Regen kam, lang ersehnt, heiß erlebt, klang wie ein schlechter Witz in dieser feuchten kalten Donau- und Voralpenlandschaft. Aber da sah wenigstens die Sängerin auf dem Single-Cover, das innen an die Glaswand der Musicbox geklebt war, geil aus, ganz anders als die Frauen und Mädchen im Dorf.

Zaghaft und anfangs kaum wahrnehmbar kam die Rockmusik in die Provinz. Neben Connie Francis und Dalida und Wanda Jackson und den Oberkrainern tauchte was auf in den Musicboxen, das anders klang. *Jack the Ripper* von Casey Jones, *Keep on running* von Spencer Davis, *Paint it black* von den Rolling Stones. Es gefiel Charly, weil es die Alten deutlich sichtbar ärgerte, wenn man eine Fünf-Schilling-Münze einwarf und fünf mal hintereinander Led Zeppelins *Whole Lotta Love* laufen ließ, stellt die Negermusik ab!, brüllten sie im Wirtshaus. Aber zu einem Fan, einem fanatischen Anhänger, machte es Charly nicht.

Dann hörte er das erste Mal Edgar und seine Band. Und sah ihn. Im Fernsehen, im Beat-Club aus Bremen. *American boy soldier* hieß der Song. Fasziniert saß er vor dem Bildschirm und wusste sofort: Das ist etwas anderes. Die meinen es ernst. Da geht es um mehr als bei den Troggs und Tremeloes und Dave Dee, Dozy, Beaky, Mick und Tich.

Es musste um Vietnam gehen, um Krieg jedenfalls, die Panzerattrappe, das viele Yes Sir-Gerede ließen keine andere Interpretation zu. Doch Vietnam war Charly egal. Was ihn gebannt zusehen ließ, war der erste Satz, den er von Edgar Broughton hörte. Der erste Frage in dem Song: What d'you wanna do boy? Genau. Das war es. Das war die Frage. DIE Frage.

...

Charly konnte die Popmusik nicht ernst nehmen. Es schien ihm Mädchenzeugs zu sein. Ihm, dem Kind, kam dieses Getue und Gesinge vor wie Kinderkram. Letzten Endes kamen diese Erwachsenen, die sich seltsam verkleideten und einfache Lieder trällerten, dem Kind Charly vor wie Kinder. Wohingegen er und die anderen männlichen Kinder im Dorf die Erwachsenen waren, in ihren Spielen. Sie beschäftigten sich mit ernsthaften Erwachsenen-dingen. Sie waren Krieger. Soldatenkinder. Kindersoldaten.

Alle Buben trugen Waffen, immerzu, einige schon vor Erreichen der Schulpflicht. Spielzeugrevolver, Stoppelgewehre, Luftdruckgewehre. Auf den Kirtagen in den umliegenden Dörfern gab es mehrere Stände, die nichts anderes verkauften als



Zu Zeiten, als ihn der Rock'n'Roll rettete ...

Foto **Walter Kohl**

Faustfeuerwaffen für Kinder. Meist Revolver, möglichst langläufig, in Halftern aus Kunstleder an breiten Gürteln mit rundum laufenden Schlaufen für die Patronen, wie sie die Cowboys in den Wildwestfilmen trugen, am beliebtesten waren silberne lackierte Colts mit Griffschalen aus rotem Plastik, darauf als flache Reliefs Köpfe von Pferden oder Indianerhäuptlingen im Profil, mit wehenden Mähnen.

Die Mütter und Väter hatten nichts einzuwenden gegen diese Spiele. Es schien ihnen eine Selbstverständlichkeit zu sein für Buben. Es war gerade ein paar Jahre her, da hatten die Väter alle Pistolen getragen und Karabiner. Was sie aber nicht duldeten, und was man vor den Alten verstecken musste, waren echte Waffen. Die gab es in großen Mengen. Die Söhne der einstigen Wehrmachtssoldaten fanden Bajonette und HJ-Dolche überall in den Wäldern rund ums Dorf. Die Landser hatten sie weggeworfen, als es vorbei gewesen war, damals im Mai.

Die Klängen waren rostig, und die Heftschalen fehlten meistens. Die Buben schnitzten flache Holzstücke, die sie an den Griff klebten und dann dick mit Iso-

lierband umwickelten. Mit Schleifpapier rieben sie den Rost von den Klängen, schärfen sie mit Wetzsteinen, die die Bauern für ihre Sensen benutzten. Und dann zogen sie durch die Gegend, rechts am Patronengürtel die silbernen Colts, links die Bajonette, und fühlten sich für eine Weile stark und sicher.

Eigentlich waren wir auch boy soldiers, sagte Charly, noch immer den Arm um die Schulter des Bruders gelegt.

Ja, sagte der Bruder, kleine Scheißer mit Kapselrevolvern und Jungschar-Dolchen und stumpfen Bajonetten. Und voller Angst.

...

Ich spüre heute noch ein Kribbeln, so was wie Aufregung, wenn ich *American Boy Soldier* höre, sagte Charly. Ich mag dieses Lied.

Ich mag es auch sehr, sagte Edgar. Da sind so viele Geschichten damit verbunden.

Es war bei den Konzerten die langsame Nummer. Die Fans warteten darauf. Aber nicht weil es die Ballade war, die jede Rockband im Repertoire hatte. Sondern weil es den Leuten, die den Song hörten



... der Autor Walter Kohl 1973 on the Road.

Foto **Walter Kohl**

und ihn mochten, etwas bedeutete. Das Lied galt als *das* Underground-Protestlied gegen den Krieg. Doch es verbreitet keine Parolen, verkündet keine Botschaften. Es legt einfach los wie ein kleiner Sketch, eine Vertonung des damals in vielen Jugendzimmern und Wohngemeinschaften hängenden Posters vom klischeehaft dargestellten Uncle Sam mit den bösen stehenden Augen, der mit dem Zeigefinger wie mit einem Revolver auf den Betrachter zielt, I want YOU for US-Army! Zwei Stimmen, ein Rekrutierungswerber, der einem unbedarften gelangweilten Jungen das Soldatenleben schmackhaft macht, das ein Held-Sein, ein kurzer Dialog wie auf einer Theaterbühne, sparsam-

ste Gitarrenakkorde, dann ein paar hingetupfte Klopfer auf den Becken, anschwellender Trommelwirbel wie bei Militärmusik, so fängt es an.

Also, die Version, die Charly und sein Bruder an diesem späten Märznachmittag 1970 im Fernsehen sahen, beginnt so. Magst du die Farbe Grün? Davon gibt's massenhaft dort, wo du hingehst! Magst du kleine gelbe Menschen? Möchtest du nicht ein paar umlegen!? Möchtest du in den Krieg ziehen? Und Arthur Grant sagt nur noch und immer wieder, oh ja Sir, bitte Sir, bitte Sir, und Steve Broughton trommelt heftig los, aber nur ganz kurz, gleich wird aus dem Ganzen ein folkiges nettes Liedchen, aber was Edgar singt, ist gar

nicht nett, sie schicken mich heim, die Knochen zerschossen, Arthur und Steve pfeifen dazu und spicken Edgars Zynismus – lasst mich euch erzählen, was für ein gutes Leben die Army einem jungen Mann bieten kann – mit la-la-la und shoo-bee-doo-wah und Zeilen aus *Baby Love* von den Surpremes.
...

In jener Zeit, als Charly und sein Bruder das erste Mal *Wasa Wasa* auf den Plattenteller legten und sich *American Boy Soldier* wieder und wieder anhörten, war die Edgar Broughton Band auf Tournee, unterwegs in ganz Deutschland. Da ist diese Geschichte mit amerikani-

schen Soldaten, sagte Edgar. Wir hatten drei Gigs in einer Woche, ich weiß die Orte nicht mehr, in Bonn war einer, und die anderen recht nahe. Darum waren wir die ganze Zeit im selben Hotel, was auf Tour sonst nicht oft vorkommt. Irgendwann mal wollten wir was rauchen, wir haben einfach Typen gefragt, wo kriegen wir hier Gras oder Haschisch. Fahrt in den und den Ort, haben die uns gesagt, da hängen immer zwei Schwarze rum, Soldaten, Amerikaner, da kriegt ihr was. Und so war es auch. Wir haben die getroffen, sie sind rein in unseren Range Rover. Die haben einen Chillum dabei gehabt, ein Riesending!

Edgar lachte und hob die Hände, um die Länge des Tonrohrs zu zeigen, dreißig Zentimeter mindestens. Oh Mann, stöhnte er, die haben mehr Hasch reingepackt, als wir in einer ganzen Woche geraucht haben. Da hast du dir Schwaden reingezogen! Lachte wieder und spielte vor, wie er an dem Rohr gesaugt hatte, röchelnd wie einer der am Ersticken ist. Und geriet ins Schwärmen: Das waren so wunderschöne Kerle! Absolut fit, muskelbepackt, mit strahlenden Augen. Der Löwe und der Tiger, so haben wir sie genannt, sagte Edgar. Die hatten drei Einsätze in Vietnam hinter sich und warteten nun auf den Flug zurück in die Heimat.

Ist irre, Mann, sagten die Musiker, wie schafft ihr das? Wenn du einen überlebst, ist es Glück, zwei ist der Wahnsinn, aber drei!?

Kein Problem für uns, lachten der Löwe und der Tiger. Uns hat es dort gefallen.

Die GIs und die Band trafen sich ein paar Mal während dieser Woche in der Nähe von Bonn. Sie zogen sich den Rauch aus dem Riesen-Chillum rein, und erzählten Geschichten, die Musiker über ihre Konzerte und die verrückten Fans und die Groupies. Und über ihre aktuellen

Schwierigkeiten mit dem Tour-Management, da gab es Streitereien wegen Abrechnungen, unangenehme Geldgeschichten. Der Löwe und der Tiger redeten von Vietnam. Was sie dort getan hatten. Es waren schlimme Dinge.

Die beiden waren Killer, sagte Edgar in der oberösterreichischen Terrassennacht. Sondereinsätze. Marines. Oder Navy Seals, irgend so was. Wirklich üble schlimme Geschichten haben die erzählt.

Am Tag der Abreise lud die Band den Löwen und den Tiger ein zum Frühstück im Hotel. Wieder fingen sie an zu schwärmen von ihren Abenteuern im Dschungel, Apocalypse-Now-Drogentrips voller Gewalt und Mord.

Hey, sagte dann der Tiger. Ihr seid coole Typen. Wir mögen euch. Wir kommen zu euch nach London.

Ja, sagte der Löwe. Ihr habt doch dieses Problem mit dem Management. Wir kommen und lösen es!

Wir machen das für euch, sagte der Tiger. Kostet euch nichts. Wir mögen euch.

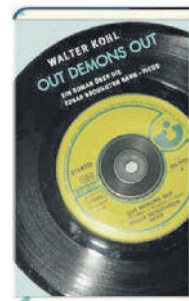
Ihr sagt uns den Namen von jedem, der euch Probleme macht, sagte der Löwe, ihr sagt uns, wo er lebt, und dann müsst ihr euch nie wieder Gedanken machen wegen der Sache.

Edgar fiel das Herz in die Hose. Nein, nein, nein, stammelte er, so wild ist das nicht, wir regeln das am Zivilgericht. Danke euch, Jungs, das ist toll - aber wir wollen wirklich keine Auftragskiller, die für die Edgar Broughton Band arbeiten! Die Fans würden es nicht verstehen. Niemand würde es verstehen! ■

📖 Out Demons Out

Ein Roman über die Edgar Broughton Band von Walter Kohl
erschieden im Frühjahr 2017
im Picus Verlag, Wien

📅 Buchpräsentationen am 20. April im Tunnel Wien und am 25. April im StifterHaus Linz. An beiden Abenden wird Edgar Broughton persönlich das musikalische Begleitprogramm gestalten.



„Charly, längst jenseits der sechzig angelangt, trifft auf den Helden seiner Jugendtage: Edgar Broughton, der mit seiner Band in den siebziger Jahren Leben und Weltsicht einer Generation von Jugendlichen geprägt hat. In einem trostlosen Dorf aufgewachsen, idealisierte Charly Broughton, der seine Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse nie verleugnete und für die raue, politische Facette der Rockmusik stand. Seine Musik (vor allem aber, was Charly in deren Texte hineinfantasierte) erhob ihn aus der spießigen Idylle in eine größere, mutigere Gedankenwelt. Nun, Jahrzehnte später, ergreift Charly die Gelegenheit und bucht sein Idol für die Geburtstagsfeier seines Bruders. Es folgen Abende, Nächte, Tage, in denen nicht nur Edgar sich erinnert, sondern in denen Charly lernt, sein Leben ein wenig mehr zu akzeptieren.“ So heißt es im Verlagstext und weiter: „Walter Kohl nähert sich in seiner Huldigung an eine der prägenden Figuren der britischen Rockmusik literarisch an – und erfährt ganz nebenbei seine eigene Geistervertreibung.“

LENTOS Kunstmuseum Linz

PSYCHO DRAWING

Art brut und die '60er und '70er in Österreich

17.3.–11.6.2017

Johann Hauser, Tigerkopf (Ausschnitt), 1982

Bezahlte Anzeige

„Don't Dance with Fear and the Rain will disappear“

Christine Hinterkörner sorgte bereits im Winter mit dem ersten Album „Fat Black Spider“ ihres Avantgarde-Pop-Projekts Madame Humtata in der Musikwelt für Aufsehen. Daniel Steiner hat sie getroffen und fragt nach, was Madame Humptata aktuell betreibt.

Text **Daniel Steiner**



Auf dem Weg ins Studio in Spanien. Foto **Privat**



L'antic Teatre, Barcelona, Foto **L'antic Teatre**

Mit einer auf Klavier, Bass und Schlagzeug basierenden Instrumentierung und von der herausragenden Gesangsleistung

Hinterkörners lebend, erntete *Fat Black Spider* in den Rezensionen der Musikpresse großes Lob. Referenzen auf Björk, Soap and Skin bis zu Kate Bush wurden gemacht. Doch Madame Humtata wird den – gerne in Schubladen kategorisierenden – MusikjournalistInnen das Leben in Zukunft nicht leicht machen und mit dem sich gerade in Arbeit befindlichen neuen Werk musikalisch gänzlich neue Wege gehen. Das Wort Techno steht im Raum!

Gleich vorweg möchte ich anmerken, dass es sich bei diesem Artikel um keine Rezension des neuen Madame Humtata-Albums handeln wird. Die Arbeiten am Werk sind noch im Gange, folglich gibt es für produktionsfremde Ohren auch noch keinen Ton zu hören. Das Erscheinungsdatum des neuen Albums, dessen Titel noch geheim ist, ist für Herbst 2017 anvisiert. Gespräche mit Labels laufen, Details können hier aus verhandlungstaktischen Gründen selbstredend nicht veröffentlicht werden. Alle meine Informationen über



Teatre Calderon, Alcoj, Foto **Reinhold Bidner**

die neuen Stücke stammen aus einem im Cafe Traxlmayr geführten Gespräch mit Christine Hinterkörner. Trotzdem erscheint es mir opportun, bereits jetzt zu versuchen, die in mir in diesem Gespräch geweckte Neugier durch einige Zeilen auf die geneigte LeserInnenschaft zu übertragen.

Bereits Werner Gröbchen bemerkte zu *Fat Black Spider*, dass „permanente Verwandlung und Zurückverwandlung, dieses Hin- und Her, die ständige Häutung und Freilegung immer neuer, tiefer und tiefer liegender Persönlichkeitsschichten“¹ zentral für das Verständnis des Projekts Madame Humtata sind. Musik, Choreographie und Kostüme bei der Life-Performance sowie die Videoarbeiten stellen vielmehr gleichberechtigte Teile eines Ganzen dar, die zwar auch einzeln für sich genommen funktionieren, ihre ganze Kraft jedoch erst in Kombination entfalten. Ganzheitlich betrachtet könnte also auch der angekündigte radikale musikalische Paradigmenwechsel Madame Humtata an sich gar nicht so radikal verändern wie zuerst gedacht.

Christine Hinterkörner beschreibt die musikalische Gefühlslage ihrer neuen Arbeiten als großstädtisch, gegenüber einem mediterranen, mit Sicherheit ihren häufigen Barcelona-Aufenthalten geschuldeten Grundgefühl der *Fat Black Spider*-Zeit. Fast-Forward statt Laid Back, eine Aufforderung zum Ausbruch durch Tanz. Komponiert am Klavier funktionieren die neuen Stücke auch als Songs², die elektronische Umsetzung erfolgt erst in einem weiteren Schritt. Hier kommt wie bereits beim Debüt-Album Jazzpianist Michael Hornek als Produzent ins Spiel. Die Inspiration für die Kompositionen bezieht Hinterkörner von Außen, von neuen Städten, Landschaften, durch das Ausloten



Ottensheim Open Air, Foto **Oskar**

von Grenzen. Im Schaffensprozess eines Lieds steht daher der Text an der zweiten Stelle, nicht von der Wertigkeit, sondern ganz profan in der Reihenfolge des Machens. Während sie die Texte der *Fat Black Spider*-Songkollektion selbst schrieb, werden diese beim neuen Album von Patrik Huber aka Georgie Gold beigesteuert. Fasziniert von dessen tiefgründiger bildhafter Sprache wollte Christine Hinterkör-

ner für Madame Humtata das Experiment wagen, diese Texte mit ihrer Stimme und ihrer Art zu singen kollidieren lassen.

In puncto Kostüm hingegen greift Hinterkörner wieder auf eine bewährte Zusammenarbeit zurück. Basierend auf eigenen Entwürfen entsteht die oft surreale „Humtata Couture“ gemeinsam mit der bekannten Modeschöpferin Daniela Karlinger, die unter anderem auch für die Konkurrenz wie Lady Gaga tätig war. Bereits fertig ist die „Sculpture of Zig Zag“, ein analoges 3D-Kostüm aus Spitzen, welches auch als schattenwerfender, organisch-digitaler Kristall oder als dunkle Erleuchtung zu beschreiben ist.

Diejenigen, welche ich erfolgreich mit meiner Neugier angesteckt habe, müssen sich, wie eingangs erwähnt noch bis zum Herbst gedulden. Zur Überbrückung der Wartezeit kann ich aber folgende Projekte, bei denen Christine Hinterkörner mitwirken wird, empfehlen: „End of the Rain“, ein interdisziplinärer Ausbruch basierend auf Texten aus dem Buch „Poems for Anarchy“ von Patrik Huber im Rahmen des Tanzhafenfestivals am 29. Mai in Linz. Und „Wallflowering“, eine Performance gemeinsam mit Iris Heitzinger und Francoise Boillant in der ARGE Salzburg am 8. März. Viel Vergnügen! ■

1 www.be24.at/blog/entry/651693/madame-humtata-fat-black-spider

2 Als Nebenprojekt ist eine spätere Veröffentlichung in reduzierter Version angedacht

Daniel Steiner ist Musiker, Schreiberling und TV-Moderator und im Brotberuf Sozialbetreuer.

Die Unmöglichkeit der Zeit

„Ein Sommernachtstraum oder Badewannengriffe im Preisvergleich“: Kurt Palm inszeniert ein Stück, das als Probe für ein Obdachlosen-Shakespeare-Festival angelegt ist. Grotteske Zeiten und verstaubte Konventionen: Wer hat an der Uhr gedreht? fragt sich Christian Wellmann angesichts des Stücks und definiert einen DEFCON-Modus „65 Minuten nach 5 vor 12“ am Theater Phönix.

Text **Christian Wellmann**

„Ist es wirklich schon so spät“, trällerte Pink Panther Paulchen mit dem Cartoon-Clouseau im Vorabend-Fernsehen. Bett-hupferl, Zeit vorbei, gute Nacht. Traumpanther gleitet, Roadmovie in den Wolken

endet abrupt. In „Ein Sommernachtstraum oder Badewannengriffe im Preisvergleich“, einer dem Geiste des Sozialismus verpflichteten Grotteske/Palmeske, wird der Slapstick-Inspektor Clouseau mit

Aktentasche (und Diaprojektor) zum wiederkehrenden Indikator, als Vorbote zum Tod¹. Seine stoischen Auftritte als DDR-Diavortragender (grandios repetitiv gespielt von Tom Pohl), der als Clouseau

Im Geiste der untergegangenen Zeiten: Palmeske im Oberstübchen von Österreich.



von der Bühne abgeht, werden zu einer Endlosschleife, in der die Zeit aussetzt. „Es wird ja immer absurder“, dieser Stehsatz beendet dann stets dieses absurde Treiben und alles danach scheint ungeübt weiterzulaufen, nichts ist passiert.

„Wer hat an der Uhr gedreht?“ Im neuen Theaterstück von Kurt Palm, einer lose angelegten Fortsetzung der 09-Auffüh-

Foto Christian Herzenberger



rung „Der Zwerg ruft“ in ebenjenem Theater Phönix, liegt dieser Zeit-Loop als Verfremdungseffekt im Epizentrum des Zeitlochs, das sich über das ganze Stück erstreckt. Darin werden jegliche Illusionen des Publikums wie ein Rudel Kätzchen ertränkt. Die Zeit springt von Klippe zu Klippe, von einer möglichen nahen Zukunft (Marslandung), dem Jetzt (Trump-Bezug), einer stehengebliebenen Zeit (Sozialismus/Kommunismus), zur Vergangenheit (der Original-Sommernachtstraum, das Schwelgen der drei Hauptcharaktere, DDR) bis zur direkten Zukunft des Stücks selbst, das (zu) oft angesprochene Ende des Stücks. Alles von postmodernen Sprengeln durchzogen, die ebenfalls in der Zeit eingefroren sind. Gitterstäbe der Postmoderne, am Bestehenden fummelnd. Nichts wird unversucht gelassen, die Zeit ungreifbar, glitschig zu machen. Darum herum schlängelt sich eine vordergründig seichte Story mit Kalauern, üppig aufgetischt, wie's sich fürs ländliche OÖ gehört. Fettig, tiefend, die (zu) oft erwähnte Abneigung Palms gegen das konservativ eingeschnürte Land ob der Enns schmachtet sich am Abgrund des gerade noch Verträglichen vorbei. Der DEFCON-Modus der zentral im Theaterraum hängenden Uhr ist auf 1 Uhr festgenagelt, natürlich bleibt die Zeit hier stehen, auf 65-Minuten-nach-5-vor-12. Wobei DEFCON 1 = Uhrzeit 1 Uhr die maximale Einsatzbereitschaft bedeutet, alle Truppen werden eingesetzt = Trump-Zeit? Fake Time?

Der Begriff der Zeit verschmilzt mit dem Ursprungsmaterial Shakespeares. Eine Gratwanderung entlang eines verstaubten Kommunismus-Begriffs, den Palm jetzt festhalten und in die Gegenwart/Zukunft retten will. „Der Sommernachtstraum“ ist Trash-Theater, ein Messie-Versatzstück, eine postmoderne Zeitkapsel – sie nimmt alles, das direkt greifbar ist (Requisiten) oder überhöht werden kann (politisches Geschäft/Gesellschaft), lädt es ironisch auf, und wickelt es um das Original-Stück herum. Metafiktion, selbstreflektierend, ja teilweise selbstverliebt, eitel. Der Überraschungseffekt bleibt (zu) oft auf der Strecke, aber auch das ist wohl Absicht, um Reaktionen im Publikum zu generieren. Die Gehirnwäsche in Palms Sommer-



Foto Christian Herzenberger

nachts-Interpretation funktioniert, weil einem Brocken apportiert werden, die einen beschämen, vordergründig (absichtlich) platt rüberkommen, provozieren. Landestheater-Polemik, OÖN, Stadtwache, rechte Hirnstillständler, der gsöchte Pforra – mit Genuss bohrt Palm in die Fontanelle des Jetzt-Zustands, hier, im Oberstübchen von Österreich. Den Skandal suchend, obwohl einem dabei manchmal auch eine, äh, Face-Palm auskommt ob der Pop-Politik mit seichten Schmähs abzulenken, unterhalten um zu vergessen. Da wären wir wieder beim Zeitbegriff.

Episches Theater nach Brecht ist hier genauso drinnen wie Beckett, Flann O'Brien, klar, ist ja eh immer bei Palm dabei, aber: Handelt es sich hier eigentlich um ein Theaterstück? Oder einen Laienschelmen-schwank? Eine zufällige Probe, von zufällig vorbeischauenden Probanden? Den Versuch einer Probe? Ist die DDR der hier auftretende Tod? Auf alle Fälle schimmert ein durchgängiger, jedoch disziplinierter Dilettantismus durch, alle drei Hauptdarsteller (solidarisch: gefühlt gleichlange Texte) erblühen in dieser von ihnen abverlangten Gratwanderung glaubhaft.

„Der Sommernachtstraum“ hat als Klassiker der Laientheater-Inszenierung (im englischen Sprachraum) immer noch eine große Tradition. Reflexionen auf zeitgenössische Irrungen lassen sich treffender – zeitlos – bestreiten, wenn sie in klassische,

erprobte Universalstücke getränkt sind. Das gibt es schon, seit das Gilgamesch-Epos, das Ursprungswerk der Literatur, von griechischen Dichtern geplündert wurde – eines der meist kopierten Stücke überhaupt, auch William Shakespeare bediente sich bei dieser Mutter aller Schriften.

Mit Konservativem ebensolches in den Arm kneifen. Im Original sind es Handwerker, die ein Theaterstück proben, hier sind es drei gefallene Engel, die eine Probe zu einem Obdachlosen-Shakespeare-Festival im Vereinsheim der KP Linz abhalten – und mit Tod, Geistern und dem DDR-Clouseau in ebenjenes Zeitloch kippen. Dieses Stück im Stück wird dort geprobt (eigentlich nur der Versuch), und steht im Mittelpunkt von Palms Inszenierung. Demaskierung eines Klassikers mit Lokalkolorit, das einen vermeintlich verstaubten Inhalt (Shakespeare) mit dem verstaubten Linz (Athen) und Kommunismus (Ge-

spenst) staubbewedelt. Im besten Wer-hatuns-verraten-Sozialdemokraten-Chic, in Linz täglich Brot, rollt dieser surreale Traum über alles und jeden. Der Tod tanzt vor dem Bildnis Stalins, Mekka ist dort, wo die Toiletten sind.

Probe der Probe: die Vorzüge, die Hauptprobe des Stücks besucht zu haben und in der letzten Reihe zu sitzen – hinter einem nur Regie und Assistenz – „viel zu leise“, „leere Plätze“ (Anm.: 22 leere Plätze bei der Hauptprobe im frostigen Jänner, glatteisbedingt!), Block gefüllt, Knacken von Bleistiftspitzen, murmelmurmeln ... So gesehen war die öffentliche Hauptprobe eigentlich die wahre Premiere, das eigentliche Stück, bzw. eines Stückes, das sich selbst als Probe definiert, mehr Probe geht nicht, nach dem ersten Mal, dieser Hauptprobe, ist's keine Probe mehr ... Alle Dinge ändern sich. Auch dieser Text

ist ein Probegalopp eines Beschreibungsversuchs, der nur einen Zweck verfolgt: eure dafür verwendete Zeit unabänderlich an dieser Stelle _____ abzulegen. Zum Wiederauffinden und immer wieder Zurückkehren, als Mahnmal für ein nie mehr wiederkehrendes Zeitgefühl. ■

1 Aktentaschen-Indikator, humoristischer Versuch, aus dem Füllungsstatus der Aktentasche von Alan Greenspan schon bei dessen Erscheinen zur jeweiligen US-Notenbank-Sitzung auf die späteren Entscheidungen zu schließen.

Christian Wellmann, Feldmaus auf der Flucht, Entenversther, sammelt Knochen, die er in seinen Elefantenfriedhof namens Linz mitnimmt – und Kurator von NEXTCOMIC.

🕒 „Ein Sommernachtstraum oder Badewannengriffe im Preisvergleich“
Noch bis 9. April im Theater Phönix
→ theater-phoenix.at

📻 Claus Harringer hat auf Radio FRO einen Beitrag übers Stück verfasst – unter anderem ist darin über Kurt Palms Abneigungen gegen die Theaterkonventionen und das Theater an sich zu hören.
→ fro.at/article.php?id=11934

Kurt Palm liest außerdem im März im Stifter-Haus aus seinem Roman „Strandbadrevolution“. Wir zitieren aus dem Verlagstext: „Im Sommer 1972, in dem die Amerikaner Nordvietnam bombardieren, bereitet Ernst, der sich nach seinem Idol von den Rolling Stones Mick nennt, mit seinen Freunden im Strandbad die Revolution vor. Während sein Vater meistens in der Garage beschäftigt ist und seine Mutter die Tiefkühltruhe zum Bersten anfüllt, sollte Mick eigentlich für die Französisch-Nachprüfung lernen, lässt sich jedoch von zwei bislang im Bad noch nie gesichteten Mädchen ablenken. Doch schließlich endet dieser Sommer nicht nur für Candy, den jüngsten der Freunde, mit einer Katastrophe. Kurt Palm erzählt, wie lange ein Sommer in der Provinz in Österreich sein kann und wie kurz und unerbittlich das Leben.“

🕒 Lesung StifterHaus
16. 03. 2017 19.30–21.00 h
KURT PALM: „Strandbadrevolution. Roman“

Stadtblick

Foto **Die Referentin**



Neue Warnhinweise auf großen Zigarettenpackungen:
Einkaufen in der Tabakfabrik kann Ihre Gesundheit gefährden!

Von Menschen und Flaggen

Mitte März wird bei den Tanztagen im Posthof Helena Waldmanns neues Stück „Gute Pässe Schlechte Pässe – eine Grenzerfahrung“ gezeigt. Die Choreographin und Regisseurin gab – im Vorfeld und noch während der Erarbeitungsphase des Stücks – ein Interview über Flaggen, Grenzen und politische Haltung in der Tanzkunst.

Interview **Tanja Brandmayr**

Jeweils vier TänzerInnen und AkrobatInnen treffen auf 20 Mauerbauer – das ist in Kurzbeschreibung der Plot des Stücks „Gute Pässe Schlechte Pässe – eine Grenzerfahrung“. Dahinter und darunter liegt die Auseinandersetzung mit Grenzen und Grenzübertreten, mit Tanz, Akrobatik, kultureller Differenz und ökonomischer Diskrepanz. Helena Waldmann ist international tätige Choreographin und Regisseurin und gilt als eine mit globalen Themen

agierende Künstlerin. Weitläufige Einflüsse für ihre ungewöhnlichen Arbeiten nimmt sie aus der ganzen Welt und aus unerwarteten Lebensbereichen mit auf die Bühne. Anfang März hat das neue Stück in Ludwigshafen Premiere, die Österreichpremiere erfolgt kurz danach im Linzer Posthof. Hier das Interview, die Fragen hat Tanja Brandmayr gestellt.

Zum aktuellen Stück „Gute Pässe Schlechte Pässe – eine Grenzerfahrung“ haben Sie ein etwa halbminütiges Video

auf ihre Homepage gestellt, auf dem eine durchsichtige Flagge zu sehen ist, die im Wind weht. Ich fand dieses Bild ungemein zart und widersprüchlich in einem, gleichzeitig hoffnungsvoll und unheimlich. Vielleicht können Sie verraten, wo sie diese Visualisierung gefunden haben, bzw. wie Sie darauf gekommen sind und ob diese durchsichtige Flagge auch im Stück vorkommt?

Bei einem der ersten Treffen mit meinem Dramaturgen Tobias Staab sprachen wir über Nationalhymnen und Fahnen. Ich er-

Sprungakrobatik während eines Probendurchlaufs.

Foto **Wonge Bergmann**





Die menschliche Flagge in Helena Waldmanns neuem Stück.

zählte ihm, dass die Akrobaten, mit denen ich arbeiten werde, eine „human flag“ performen können. Da „weht“ ein Mensch sozusagen wie eine Flagge am Mast. Vom menschlichen Körper als Fahnenmaterial sind wir auf transparentes Fahnenmaterial gekommen und so auf die Künstlerin Edith Dekyndt und ihr wunderbares Video „One Second of Silence – (Part 1) N.Y.“ von 2008. Das Original ist 18:29 min lang*. Da ich im Stück mit richtigen „human flags“ arbeiten kann, werde ich in der Inszenierung auf die durchsichtige Flagge aber verzichten.

Diese Ambivalenz der Unsichtbarkeit

scheint das Thema Grenzen perfekt einzufangen: Geld oder Warenströme passieren zunehmend ungehindert die Grenzen, Menschen hingegen nicht. Sie sprechen von guten Pässen, etwa dem deutschen Pass, der die Einreise in 178 Länder ermöglicht, und schlechten Pässen, die das in weit geringerem Ausmaß tun. Sie sprechen davon, dass die Bewegungsfreiheit von Menschen von der Kreditfähigkeit ihrer Staatszugehörigkeit abhängt. Und hinsichtlich der Grenzen von den großen zeitlosen existenziellen Fragen nach Identität, dem Widerspruch von Sicherheit und Freiheit. Sie schreiben interessanterweise zu Ihrem Stück: „Die einmal errichtete kulturelle

Differenz scheint umso nötiger zu werden, desto deutlicher wird, dass die Grenze gar nicht oder nur virtuell existiert.“ Ist das die Analyse des Jetztzustandes – die große Ähnlichkeit nach innen, andererseits der Ausschluss, und insgesamt eine unüberwindbare gesellschaftspolitische, kulturelle und ökonomische Diskrepanz?

Ich glaube, es ist immer eine Frage, wie und an wen die Menschen ihr legitimes Sicherheitsbedürfnis delegieren. Eine Grenze kann der eigene Gartenzaun sein, aber auch die Atmosphäre unserer Erde. Wie man Grenzen definiert, zumal als stabile Gebilde, die sie mit einem kurzen Blick in die Geschichte ja niemals gewesen sind,

Binnenmarkts oder eines virtuellen Bruttoinlandsprodukts. All diese Kennzahlen bezeichnen in Wirklichkeit doch nur das, was in die Kasse einzelner Staaten gelangt, während die tatsächlichen Geld- und Warenströme nahezu ungehindert um den ganzen Globus reisen. Warum Menschen nicht genauso reisen können, oder nur analog zum Ansehen ihres Reisepasses, will mir nicht in den Kopf. Liegt es vielleicht daran, dass sich der Wert eines Passes in genau dem Maße bestimmt, wie es gerade um die Kreditwürdigkeit eines Landes bestellt ist? Zumindest ist es doch erstaunlich, dass die Pässe, die einem den Eintritt in andere Länder ohne Visum oder mit Visa on arrival erlauben, in der Regel von Ländern ausgestellt werden, die auch die internationalen Finanzagenturen im Ranking mit AAA, also top bewerten, während die Kreditwürdigkeit afrikanische Länder oder Afghanistan, Syrien usw. auf demselben Ramsch-Niveau bewertet sind wie die Pässe ihrer Einwohner.

Als Bühnenkünstlerin lassen Sie zur Verdeutlichung der kulturellen Differenz Tänzer und Akrobaten aufeinandertreffen, als symbolische Kollision von unterschiedlichen ästhetischen Überzeugungen und Traditionen. 20 menschliche „Mauerbauer“ formieren außerdem Menschenmauern – oder versinnbildlichen die vierte Wand zum Geschehen an sich ... Im Sinne einer Annäherung, etwa, dass sowohl der zeitgenössische Tanz als auch der Cirque Nouveau seine Grenzen ständig erweitert, und sich die Formen ja auch annähern: Ist das konkret ästhetisch-kulturell dann doch nicht auch ein Match des eher feinen zeitgenössischen Unterschiedes? Das hat ja auch was Humoreskes?

Humor finde ich schön, und angesichts der auch ästhetischen Debatten sehr nötig. Ist das jetzt noch Ballett oder etwa nicht? Hat das noch Stil oder wurde er dem zeitgenössischen Tanz geopfert? Wann wird endlich mal wieder „richtig“ getanzt? All diese Erwartungen finden ihren Ausgangspunkt in der Ausbildung, also in den jungen Jahren von Tänzern und Akrobaten, die nominell zwar, wie in Rotterdam oder Berlin, zusammen studieren, tatsächlich aber sehr früh zu Spezialisten erzogen

werden, und die sich, wie das bei Jugendlichen normalerweise der Fall ist, gegenseitig auch ein wenig verachten. Die einen machen Show, die anderen Theater. Die einen können erstaunliche Tricks, die anderen nicht. Dafür werden Tänzer vom Staat alimentiert, Akrobaten nach Möglichkeit aber nicht. Auch hier wimmelt es vor virtuellen Grenzziehungen und es ist wohl tatsächlich der Postmoderne und ihrer Idee vom Patchwork zu verdanken, dass sich die Unterschiede nach Möglichkeit so horizontal wie möglich einebnen sollten. Heute hingegen geht es gegen den Schlachtruf „Alles ist möglich“ wieder tüchtig zur Sache. Das Theaterensemble sei besser als eine freie Gruppe. Die Oper besser als der Tanz. Das historisch Gewachsene besser als irgendetwas in der Gegenwart Entstehendes. Richtig lachen kann ich da nicht. Und auf der Bühne von „Gute Pässe Schlechte Pässe“ werden wir genau diese künstlichen Differenzen weidlich ausschachten.

Foto **Andreas J. Etter**

das ist meines Erachtens eine kulturelle Verabredung. Man denkt bei Grenzen gleich an Sprachgrenzen, aber nur ein Blick in die Schweiz zeigt, dass selbst diese Grenze nur eine gedachte sein kann. Dabei unternehmen wir doch fast alles, um uns dieser Grenzen gewiss bleiben zu können. Wir jubeln für Nationalmannschaften, wir identifizieren unsere Zugehörigkeit mit der Farbe unseres Passes – was aber, sobald es um die Farbe der Haut geht, auch nicht immer zu helfen scheint. Wir versuchen bunt zu sein, aber immer nur innerhalb von Grenzen, und das meine ich, gebildet aus tatsächlich völlig virtuellen Volkswirtschaften eines virtuellen



Fotos: Skizzen Ausstellungsbeitrag Feminismus und Krawall (f.u.k.) bei Kristallin#33 im Salzamt Linz
© **Feminismus und Krawall**
→ www.feminismus-krawall.at

Ihre politische Haltung ist unübersehbar, sie agieren global. Sie hatten ein Stück über den Nahostkonflikt, eines über Textilarbeiterinnen in Bangladesch, „Letters from Tentland“ handelte von iranischen Frauen. Sie arbeiten mit Menschen vor Ort zusammen. Wie kommen Sie zu ihren AkteurInnen?

Über das Interesse. Meist leite ich, wie in Teheran, einen 1–2wöchigen Workshop. Oder finde eine Partnerschaft wie in Bangladesch, eine Tanzschule. Aus der Auswahl der Teilnehmer dort entwickelt sich dann das Casting für eine Produktion. Auch für „Gute Pässe Schlechte Pässe“ wurde ich bei einer Tänzer-Audition in Berlin fündig. Bei den Akrobaten war es allerdings etwas energie- und zeitaufwendiger. Ich bin ein Neuling in dieser Szene, bekam hier aber Hilfe von Anke Politz, der Geschäftsführerin des Berliner Theaters Chamäleon, um an die richtigen Artisten heran zu kommen. Bis ich die vier Akrobaten gefunden hatte, die sich auch auf mich einlassen konnten, das hat länger gedauert, was vor allem am System der Akrobaten liegt. Ein Artist arbeitet in der Regel mindestens 3 Monate, oft aber auch 6 Monate lang en suite an einem Varietétheater. Man kann ihn also für einzelne Vorstellungen an verschiedenen Orten gar nicht engagieren, da sie sich aus ihren täglichen Vorstellungen nicht verabschieden können. Es gibt aber Akrobaten, die ihr starres System satthaben – und die hab ich jetzt in meiner Gang.

Welche Beziehungen entstehen während, oder auch nach einer Stückerarbeitung?

Da ich von beteiligten Künstlern immer erwarte, dass sie an der Autorenschaft des Stücks beteiligt sind, wird unsere Beziehung in den meisten Fällen sehr eng und vertraut.

Was die Formensprache ihrer Arbeiten anbelangt: Empfinden Sie sich selbst als eine Art Grenzgängerin, in dem Sinn, dass Sie derartig verschiedene künstlerische Stilmittel einfangen, tänzerische Stile, theatrale Mittel? Ich meine etwa „Glück-Stück“, das die starke Macht des tänzerisch-theatralen Ausagierens feierte, fast anarchisch wirkend – im Gegensatz zu „revolver besorgen“, das die Demenz the-

matisiert – und das als klassisches Soloballett in gewisser Weise den Verlust der strengen Form auf die Bühne bringt. Was treibt Sie um, welche Fragen, welche Bildsprachen – und was sind die Dinge, die Sie als verbindende Elemente betrachten?

Mich treibt das Nomadische. Die Neugierde auf den Rest der Welt. Ich habe alle Kontinente der Welt bereist und auf vier von ihnen mit meinen Stücken gespielt. Manchmal fällt mir auf den Reisen etwas auf, das ich nicht vergessen kann. Ich nenne das meine „Fundstücke“. Aus diesen Fundstücken entwickeln sich oft auch die Themen für meine Tanz-Inszenierungen. „BurkaBondage“ zum Beispiel beruht auf Workshop-Erfahrungen in zwei so unterschiedlichen Ländern wie Japan und Afghanistan. Die Zuschreibungen, die bei uns etwa das japanische Shirbari, also Bondage, und die Burka in Afghanistan erfahren, hat nicht unbedingt etwas mit der Wirklichkeit zu tun. Zuschreibungen sind etwas Trennendes. Guck mal, die unterdrückte Frau unter der Burka. Guck mal, die gefesselte Frau, total das Opfer. Zuschreibungen trennen. Das ist ein Aspekt, der mich auch bei „Gute Pässe Schlechte Pässe“ interessiert. Was, wenn nicht Unterstellungen, bringt Menschen dazu, überhaupt Grenzen zu ziehen? Und was, wenn nicht die Suche nach dem Glück oder die Phänomenologie des Vergessen treibt uns an?

Vielleicht können Sie über das Verhältnis des Ästhetischen und des Politischen ein paar Worte sagen? Ihre Bühnenarbeiten sind, wie oben angedeutet, thematisch und global weit gestreut, bleiben dabei aber auch selbstreflexiv auf den eigenen Bühnenkosmos bezogen, sind Ästhetik, Analyse und Wagnis – oder in der Gegenüberstellung auch Provokation. Bei „Made in Bangladesh“ haben Sie etwa auch die harte Arbeit der TextilarbeiterInnen dem westlichen TänzerInnenprekariat gegenübergestellt. Der sich emanzipierende Mensch als das politische und ästhetische Thema schlechthin?

Das ist nicht falsch. In „Made in Bangladesh“ ging es um Textilfabriken, um die Arbeitsbedingungen dort, aber es war doch ein Stück für Tänzer, denen es oft nicht besser ging als den Näherinnen, die

sich immerhin hoch gearbeitet und ihre relative Rechtlosigkeit in ihrem Dorf hinter sich gelassen hatten. Wie sollte ich da nun die Situation der Tänzer übersehen, auch wenn es im Stück zunächst um die Ursachen der globalen Dumping-Spirale geht? Gibt es die denn nicht auch bei uns? Immer mehr gut ausgebildete Künstler kämpfen um einen immer geringer finanzierten Theaterjob. Es fällt mir wirklich schwer, da die Augen zu verschließen. Ich bin nicht absichtlich eine politische Künstlerin. Ich weiß nur nicht, wie man das Politische übersehen soll. Manchmal beneide ich Künstler, die das können und sich für die übrige Welt gar nicht interessieren.

Die abschließende Frage: Sie befinden sich zum Zeitpunkt des Interviews noch in der Stückerarbeitung. Wie entwickelt sich das Stück, wie geht es Ihnen persönlich mit dem Status Quo der Erarbeitung?

Gut, danke der Nachfrage, sehr gut, weil das Stück von Neugierde angetrieben wird, von der Lust, Neues von Tänzern und den Akrobaten zu lernen, von Zeitgenossen, die sich etwas trauen, die etwas wagen, die etwas riskieren. Jetzt tun sie es mit mir, aber an allen anderen Tagen auch ohne mich. Ich bin ziemlich elektrisiert von einem Team, das sich schon am ersten Probenstag getraut hat, mit wildfremden Menschen, die ich als „Mauerbauer“ einfach mit eingeladen habe, umzugehen. Was übrigens verblüffend einfach war. Sie haben sich einfach menschlich einander genähert und herausgefordert. ■

Helena Waldmann: → www.ecotopiadance.com,
→ www.helenawaldmann.com

* Die im Interview erwähnte durchsichtige Flagge der Künstlerin Edith Dekyndt
→ vimeo.com/user15725279/edith/video/65647087

④ „Gute Pässe Schlechte Pässe – eine Grenzerfahrung“, Helena Waldmann:
14. März, 20 Uhr, Posthof Linz
Das Stück wird innerhalb der Tanztage Linz gezeigt.
Alle Stücke: → www.posthof.at





... some women actually find it attractive ...

Frau weiß gar nicht, womit sie diesmal diese Kolumne beginnen soll – es tut sich ja so wahn-sinnig viel auf dem Parkett der Frauenverachtung, und nicht immer ist sie auf den ersten Blick als solche erkennbar. Immerhin steht ja auch der Internationale Frauentag vor der Tür, Tageszeitungen werden womöglich einen Tag lang ausschließlich die weibliche Schreibweise verwenden (und werden damit ungewollt manifestieren, wie ungewöhnlich dies ist, „Zurück zur Normalität!“ würde es Heinz Mayer* zweifelt formulieren). Und es werden wohl erneut erschreckende Zahlen veröffentlicht zu Themen wie: Frauen auf der Flucht, Mädchen in die Technik, häusliche Gewalt und gläserne Decke. Zu letzterem Thema haben an einem Wochenende bereits im Februar zwei Artikel versucht, mich darüber zu informieren, weshalb wir auf Geschlechtergerechtigkeit in österreichischen Führungsetagen noch länger warten werden. Einer war im Karriereteil des *Standard* zu finden, wo eine Studie aus dem Jahr 2016 präsentiert wurde, die darlegt, dass „Frauen gar nicht führen wollen“ (*Frauen haben weniger Selbstbewusstsein. Frauen steuern weniger bewusst eine Führungsposition an*). In der Tageszeitung *Die Presse* rät ein Human Resources Berater im Rahmen einer Diskussion zur „gläsernen Decke“ Frauen, doch „ruhig einmal narzisstisch“ zu sein. Beide Beispiele zeigen in er-

ster Linie eines: jene Parameter, die definieren, was „führen“ in der gegenwärtigen Arbeitswelt bedeutet, geben nach wie vor Männer vor oder jene Frauen, die es nach männlichen Kriterien „geschafft“ haben, sich dadurch Männern gegenüber als „gleichwertig“ bewiesen haben und demzufolge als befähigt wahrgenommen werden, anderen Frauen in einer männlich dominierten Welt der Führungskräfte Ratschläge zu geben. Dass diese Kriterien, die „beruflichen Erfolg“ oder „Karriere“ definieren, obsolet sein könnten, daran wird kaum ein Gedanke verschwendet, im Gegenteil werden mit solchen Studien und Aussagen Grenzen des beruflichen Aufstiegs manifestiert, Grenzen, die bei Kinderwunsch oder Wunsch nach Arbeitszeitverkürzungen als „typisch weibliche“ Defizite bezeichnet werden, die durchaus auch abwertend auf Männer angewandt werden, wenn diese sich zum Beispiel für eine längere Karenzzeit oder verkürzte Arbeitszeiten entscheiden würden. Von Rahmenbedingungen, die die Kompetenzen, Bedürfnisse und Lebensentwürfe aller Geschlechter ernstnehmen und mitdenken würden, sind wir weiter entfernt denn je. (Auch dank manch konservativer Jungpolitikerin, die bei frauenpolitisch relevanten Themen offenbar eher an Heidi Klum als an Johanna Dohnal denkt.) Es heißt: *Frauen, lernt von Männern, die machen's richtig*. Da wird nicht Kritik an starren Bedingungen formuliert, sondern Kritik an jenen Frauen (gleichermaßen dadurch auch an „führungsunwilligen“ Männern), die sich nicht einlassen wollen auf ein uninspiriertes, phantasieloses und sehr unmodernes Bild einer „Karriere“ im klassischen Sinn. Im Rahmen einer so engen Denke können Frauen also nur führen und reüssieren, wenn sie es den Männern gleichmachen, oder gar die „besseren Männer“ sind, um gleich noch ein nicht totzukriegendes Stereotyp zu bemühen. Unter diesem Gesichtspunkt wird nachvollziehbar, wie es passieren kann, dass eine sehr erfolgreiche Frau nach über 10 Jahren in Führungsverantwortung mit den Worten „Das haben wir dir zu Beginn

gar nicht zugetraut“ öffentlich verabschiedet wird. Und der Betreffende das nicht einmal böse meint. Und die betreffende Frau einmal mehr ihre Stärke beweist, indem sie den Satz nonchalant überhört. Und dennoch bleiben Aussagen wie diese nichts anderes als Beispiele für einen strukturellen Sexismus, der Frauen damit beschäftigt hält, sich aus einer Schublade nach der anderen zu befreien.

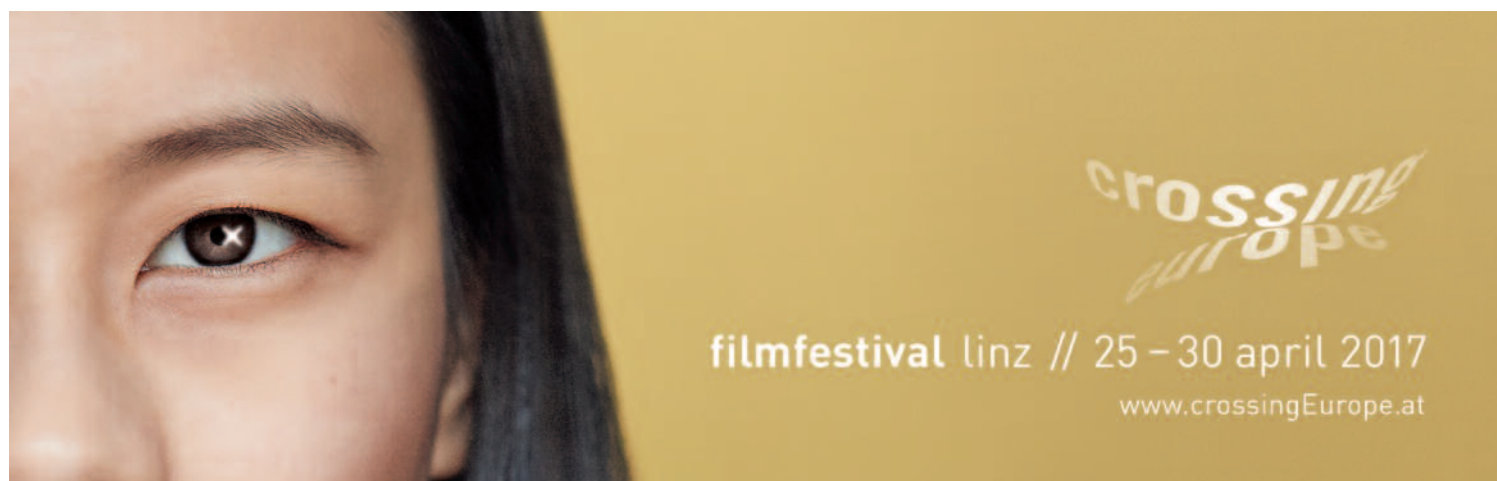
Generell gilt: Bevor ich über Frauen, die nicht nach überkommenen Kriterien „führen“ wollen, urteilen möchte und darüber, ob sich eine Quote für Frauen unter Umständen auch negativ auswirken könnte, will ich erst einmal hinterfragen, auf welcher Basis eigentlich die Jahrhunderte lang etablierte Männerquote sich legitimiert und ob der angeblich „männliche“ Führungsstil noch adäquat ist in einer Welt, die eigentlich nichts weniger braucht als dünnhäutige, „typisch“ männliche Autokraten.

Er sei für eine 100% Quote für Frauen in allen Gremien, Interessensvertretungen, Regierungen und Aufsichtsräten, meinte ein Freund kürzlich. Denn, wenn eines klar sei, dann: „Wir haben es verkackt“. Es sei, betont er, spätestens nach Trump wohl für jeden sichtbar, wie wenig weit Männer die Welt im positiven Sinn gebracht hätten. Und wie möglichst schnell sie ihnen entrissen werden sollte. Bis es soweit ist, richte ich mich an Facebook-Seiten wie *Man who has it all* immer wieder auf. Es ist das Gegenteil der gutgemeinten „für-einen-Tag-gendergerechten-Schreibweise“ am Internationalen Frauentag. Es ist böse, sarkastisch und sexistisch. Nur in die andere Richtung halt: *To all intelligent men. Don't be AFRAID of your Intelligence. It's OK to be a man and be intelligent. Some women actually find it attractive.*** ■

Wiltrud Hackl ist Journalistin, Autorin und Moderatorin.

* Heinz Mayer und Eva Blimlinger über das Binnen I, ORF 2, ZIB 2, 15. 7. 2014

** Man who has it all, facebook, 4. 11. 2015





Andrea Winter
rund um den Sport.

Zeitbasiertes Kegeln, Schnappatmung

Neuerdings gibt es auf der Kunstuniversität Linz ein Institut für Sport. Ein Sportinstitut auf der Kunstuni? Wird die tägliche Turnstunde zuerst an den Universitäten umgesetzt?! Nein, die Zeitbasierten Medien und ihre ProtagonistInnen wollen sich zerstreuen. Und sie wollen ins Gespräch kommen. Unverbindlich und offen wird am Gang an der installierten Kegelbahn nach der Lust am Scheitern und der Freude am Erfolg gefragt. Die Antwort liefert eine selbstgebastelte Bowlingkugel. Sie demontiert U-matic-Kassetten, die als Kegel dienen – mit ungewissem Ausgang. Altes wird umgestoßen. Doch das Umstürzen des Alten droht in den Gebärden des Neuen wieder aufzublühen. Das Alte verfestigt sich im neuen Gewand. Wir brauchen uns keine Gedanken mehr zu machen, wie unsere Großeltern gehandelt haben, wir erfahren es jetzt am eigenen Leib. Unmittelbar, unverhohlen, ein Schlag ins Gesicht. Sport als Zerstörung. Als Vorbereitung auf den Krieg. Als Vorbereitung zur Politikform der Leistung und des Kampfes im alltäglichen Leben. Kommentiert mit zeitbasierten Medien. Uuuups, nein, ganz falsche Schiene ... sondern: Sport als eine Kulturtechnik der Zerstreuung. Prozessorientiert an der Freude am Tun und am sozialen Miteinander. In der entspannten Zerstreuung kommen wir ins Gespräch und suchen das Verbindende im Gegenüber. Gelebte Völkerverständigung am Gang der Kunstuniversität.

Eine Völkerverständigung der anderen Art liefern sich chinesische Martial Arts und afghanische Frauen. Sie lehnen sich gegen das ultrakonservative Denken und die zerstörerischen Einstellungen gegen Frauen in ihrem Land auf und wollen sich nicht weiter beherrschen lassen.

Die Trainerin Seema Azimi will durch das Unterrichten der Kampfkunst Wushu auch das Selbstbewusstsein ihrer Schülerinnen stärken und ruft alle Frauen auf, ihre Fähigkeiten zu erkennen und sich den harten Umständen und der Hilflosigkeit entgegenzusetzen. So auch in den Straßen von Kabul, wo Frauen regelmäßig belästigt werden, können sich die Kampfsportlerinnen vor Diebstählen und Übergriffen besser schützen.

Die Frauenverachtung, die die ultrakonservative Herrschaftsform ganz offen auf den Tisch legt, versteckt sich in unseren aufgeklärten Breitengraden meist viel subtiler, kommt gerne durch die Sprache zum Vorschein und enthüllt das heimliche Denken in einer brachial gewaltigen Eloquenz auf erschütterndem Niveau. Ist gewaltfreie Kommunikation mit jenem Gegenüber nicht möglich, so hilft ein schneller Sprint weg, wohin auch immer. Sport als Mittel zur Befreiung und als Selbstschutz zum Abwehren von Angriffen. Sexuelle Belästigung ist leider auch bei uns normaler Frauenalltag. Ja, meine Damen und Herren, falls sie es nicht glauben, so fragen sie doch bitte in ihrem Bekanntenkreis nach ehrlichen Antworten. Leider wahr.

Den Körper als sicheren und selbstbestimmten Raum zu erleben ist die Basis gesunder menschlicher Entwicklung. Fehlt diese Erfahrung kann Bewegung und Sport dies einleiten und der Körper kann und darf wieder fühlbar werden. Mächtiges Stichwort: Atmen! Über die Schnappatmung

hinaus um die Lungen in ihrer Arbeitsleistung zu fordern und die Zellen mit ausreichend Sauerstoff versorgen. Seine Grenzen erkennen. Außer Atem kommen. Entgiftendes Schwitzen. Körperlich müde werden und in der Nacht in einen daraus resultierenden tiefen regenerativen Schlaf versinken. Aus diesem erfrischt aufwachen und frohen Mutes in den Tag starten.

Auf einen Tag im Jahr freue ich mich besonders. Den Weltfrauentag am 8. März. Liebe Frauen, nehmen wir uns Zeit für unsere Rechte! Österreich schließt sich dem globalen Frauenstreik an und verbündet sich mit allen Frauen dieser Welt. In der Linzer Innenstadt stößt die Allianz Feminismus & Krawall kraftvoll und lautstark ins selbe Horn: Aus!!! Es reicht! ■

Andrea Winter, krawall-feministische SKVrau mit sportwissenschaftlichem Blick.

1. Linzer Bikerinnen* Gang „FMC Cobra“

trifft sich zur 1. Ausfahrt am 8. März 2017 um 15.00h beim Musiktheater.

Über den Martin-Luther-Platz gehts zum Hauptplatz, wo wir die Ausfahrt mit Feuer und Flamme gesellig ausklingen lassen.

NEXT COMIC

→ www.nextcomic.org

Anna Haifisch ist eine der featured artists beim Festival Next Comic, das von 16.–24. März in Linz stattfindet. Wir haben sie im Salzamt besucht, wo sie im Februar und März Artist in Residence ist. Anna Haifisch hat uns für die *Referentin* einen Comic zur Verfügung gestellt, der aus ihrer Artists-Serie stammt. Wir können verraten, dass Sie sich selbst, im Gegensatz zum dargestellten Artist, im Salzamt sehr gut aufgehoben fühlt. → hai-life.com.



DON'T DISS THE COOK

BY THE *Slow Dude*



Unser Adabei Slowdude.



Nicht nur das Essen ist zum großen Teil schlecht. Linz und sein pulsierender oberösterreichischer Zentralraum sind auch gastrojournalistische Ödnis. Ja, wieder mal – Grant, Ärger und schlechte Stimmung beim Dude. Aber darf eine Kolumne eines Dilettanten so sein? Ja, sie darf – in Zeiten wie diesen. Und überhaupt: der Slowdude darf sich das erlauben. Der hat

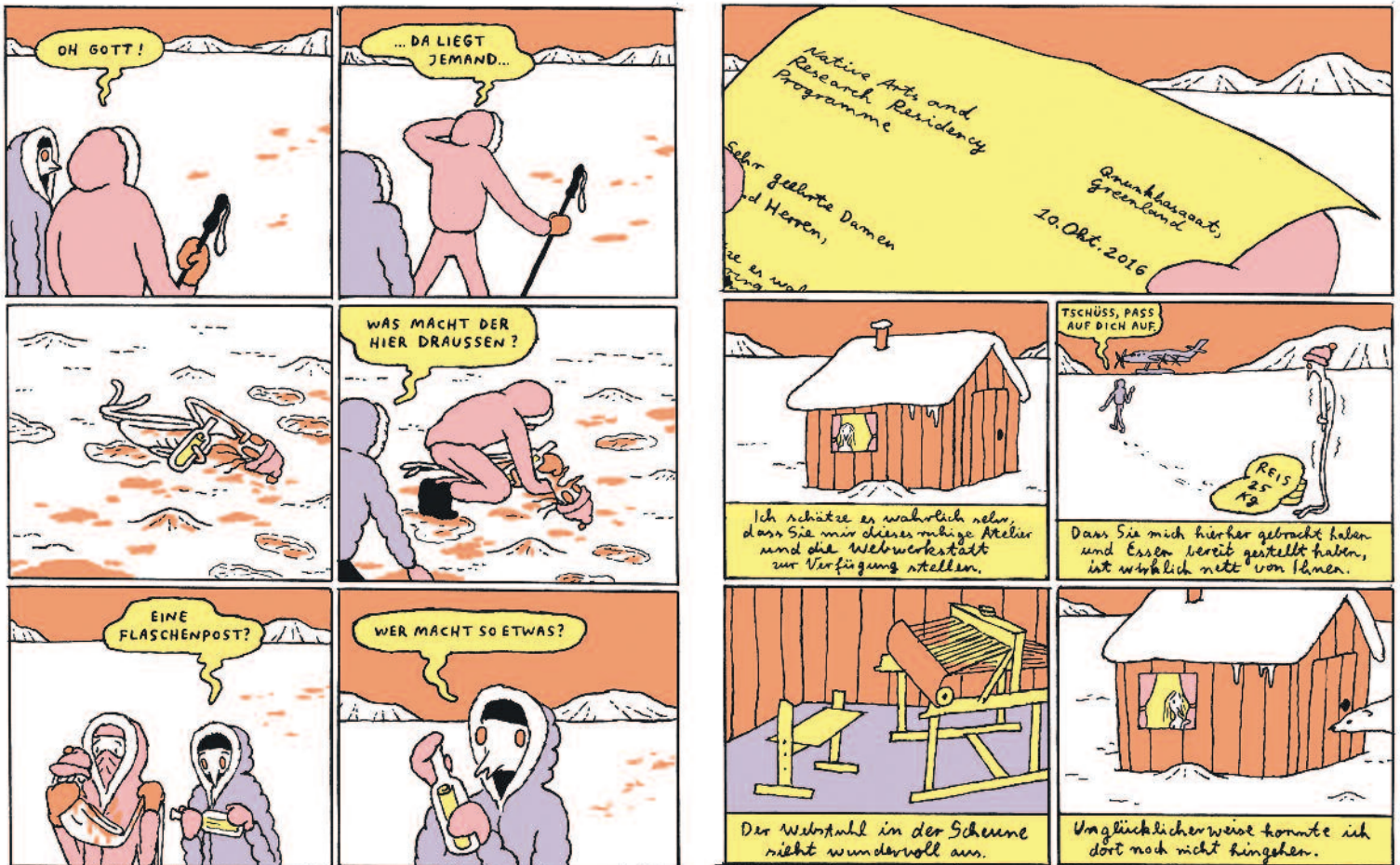
Recht. Alles andere ist falsch. Aber nun zum Thema: Die deprimierte Stimmung und resignative Einstellung resultiert aus Jahren des hoffnungsvollen Beobachtens der heimischen Medienlandschaft, gepaart mit einem ernsthaften Interesse an gutem Essen und den Menschen, die dieses ermöglichen, produzieren, bereitstellen – und die darüber schreiben.

Die größte Falle der journalistischen Auseinandersetzung mit KöchInnen, Küche, Nahrungsmitteln und kulinarischen Produkten ist das Ego der handelnden Personen. Denn dieses Ego wird früher oder später durch die Adabei-Sehnsucht gefangen genommen und ist danach nur mehr in Fotos gegossen in zweit- oder drittklassigen Tageszeitungen wahrzunehmen: Idiotisch lächelnd neben einem Koch in Uniform, mit einem hippen Winzer mit neckischer Frisur oder einer coolen Küchenboygroup. Um Credibility zu behalten, werden dann noch Fotos und Berichte von der Qualität eines Schulaufsatzes aus der Gefängnis Küche beige stellt. Oder Bildstreifen mit meist alten, „urigen“ Menschen – denen man das harte Leben, aber auch die „echte“ Passion ansieht – in deren genuiner Umgebung. Keep it real. Das Niveau wird aber noch weiter runtergeschraubt: Wenn ganze Seiten über das Wunder der Tischwäsche unter dem Motto „Ich bin für Opulenz“ abgedruckt werden. Das ist die völlige Kapitulation vor

dem Anspruch auf ein wenig Qualität und Aussage, was das Essen selbst betrifft.

Sieht man sich das gesammelte gastrojournalistische Potential des sogenannten Landeshauptblattes an, so müssen wir folgendes feststellen: 1. Ein armer Koch, der schon genug Sorgen mit dem ewigen Wirrwarr von Vor- und Nachnamen hat und selbst ein Restaurant betreibt, das wie aus den 70er Jahren gefallen scheint. 2. Ein Mensch mit einer Art Bobtailfrisur, der versucht, den eigentlich radikalen und politischen Content der Slowfood-Bewegung auf launiges Weinkostniveau zu senken. Und dies auch bravurös meistert. 3. Eine Dame, die ihre sprachbeschränkten Tagebucheinträge auf Zeitungspapier bringt und sich allen Ernstes beim Profifoto mit einem Küchenutensil ablichten lässt.

Der Slowdude fühlt sich da in Facebookforen deutlich wohler. Hier wird pragmatisch berichtet und analysiert – ohne große Umschweife. Oder gefakenewst oder geschleichwerbt, was das Zeug hält. Aber: Es geht einfach nur ums Essen. Das Adabei-Getue ist – bis auf ein paar ModeratorInnen der Foren, die gerne etwas schulmeisterlich kommentieren und auch ab und an im fahlen Scheinwerferlicht der lokalen Presse stehen – kein Thema. ■



Impressum

Die Referentin – Kunst und kulturelle Nahversorgung
Herausgeber, Medieninhaber: Verein spotsZ
Redaktion und Gesamtprojekt: Tanja Brandmayr, Olivia Schütz. *Die Referentin* ist ein Kooperationsprojekt mit der Zeitung *Versorgerin*.

Erscheinungstermin: 3. März 2017

AutorInnen dieser Ausgabe: Veronika Barňaš, Silvana Steinbacher, Pamela Neuwirth, Lisa Spalt (Textauszug „Die zwei Henriettas“), Walter Kohl (Textauszug „Out Demons Out!“), Daniel Steiner, Christian Wellmann, Tanja Brandmayr, Terri Frühling/Elke Punkt Fleisch, Wiltrud Hackl, Andrea Winter, The Slow Dude, Johannes Staudinger.

Das Professionelle Publikum dieser Ausgabe: Beni Altmüller, Harald Gebhartl, Philippe Gerlach, Katharina Gruzei, Herta Gurtner, Alexander Jöchel, Angelika Daphne Katzinger, Andrea Lehmann, Genoveva Rückert, Gitti Vasicek.

Cover: Gertrude Avi (geb. Schlader), 1982, Foto: Firma Avi, Wels.
 „Urfahrner Markt – 200 Jahre Linzer Lustbarkeiten“
 NORDICO Stadtmuseum Linz
 Bericht auf Seite 3.

Lektorat: Sandra Brandmayr
Layout: Elisabeth Schedlberger
Druck: Landesverlag Wels

Auflage: 10.000 Stück davon 6.000 Stück Postversand als Einlage in der Zeitung *Versorgerin*.
Vertrieb: Für den innerstädtischen Vertrieb hat die Redaktion den Fahrradbotendienst VeloTeam engagiert. *Die Referentin* wird gemeinsam mit der Zeitung *Versorgerin* vertrieben. *Die Referentin* liegt in diversen kulturellen Institutionen und anderen Szene-Knotenpunkten in Linz und darüber hinaus ständig auf. Watch out.
Die Referentin kommt außerdem mit der *Versorgerin* gratis ins Haus! Bestellungen unter: diereferentin@servus.at oder versorgerin@servus.at

Die Referentin: 2,- Euro/2,- Giblinge
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Dank an: servus.at

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz: *Die Referentin* ist ein vierteljährlich erscheinendes Printmedium für Kunst und kulturelle Nahversorgung von Linz und Oberösterreich – und darüber hinaus.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Für den Inhalt von Inseraten haftet ausschließlich der Inserent/die Inserentin. Für unaufgefordert zugesandtes Bild- und Textmaterial wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Art der Vervielfältigung bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung durch die Herausgeberinnen bzw. durch die UrheberInnen.

Kontakt:
Internet: www.diereferentin.at
Mail: diereferentin@servus.at
Postadresse: Die Referentin, Verein spotsZ, Herrenstr. 7/1, A-4020 Linz

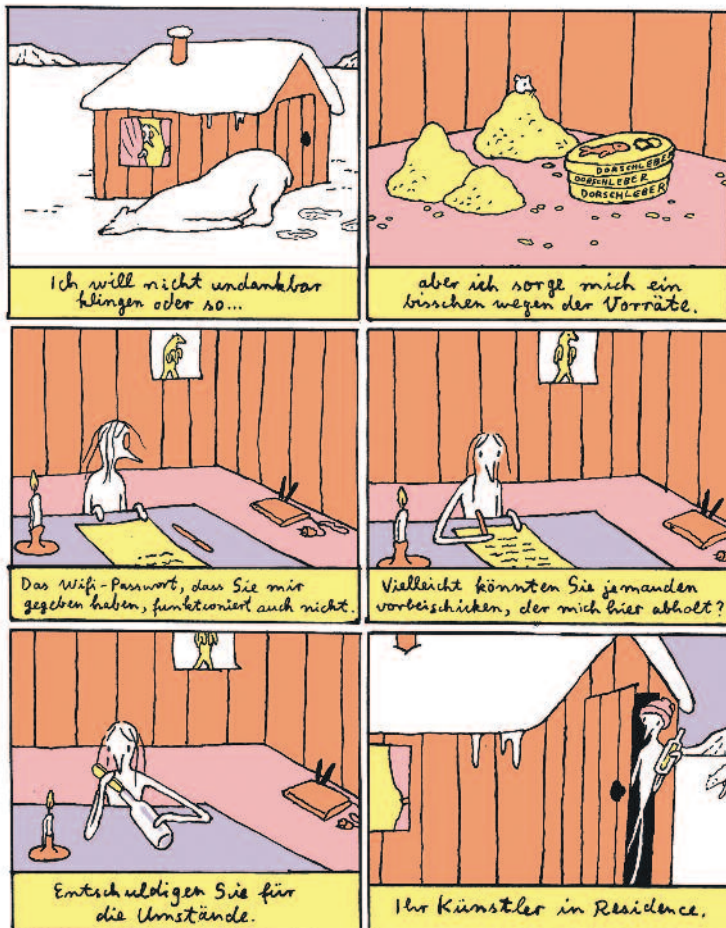
Die nächste Ausgabe erscheint am 2. Juni 2017



Die Referentin wird gefördert von der Stadt Linz (den Resorts von Eva Schobesberger, Christian Forsterleitner und Doris Lang-Mayerhofer) – und dem Land OÖ.



- 1 Hermann Nitsch – „Orgien Mysterien Theater“
- 2 VALIE EXPORT – „TAPP- und TASTKINO“
- 3 Günther Brus – „Kunst und Revolution“
- 4 Marina Abramovic – „Thomas Lips“
- 5 Arnulf Rainer – „Übermalungen“



Fotos: Skizzen Ausstellungsbeitrag Feminismus und Krawall (f.u.k.) bei Kristallin#33 im Salzamt Linz
 © **Feminismus und Krawall**
 → www.feminismus-krawall.at

Manner-Wafferl, ein Apferl und rasierte Beine

Über seine frühe und spätere Leidenschaft für den Radrennsport unterhält sich Johannes Staudinger mit Andreas Baumgartner, der auch Leiter des Theaters des Kindes ist.

Text **Johannes Staudinger**



Andreas Baumgartner (links) mit Harald Bodingbauer im Stück „Am Anfang“,
Foto **Theater des Kindes**

Draußen ist es noch Winter bei null Grad Celsius, einige wenige huschen am Cafehaus in der Herrenstraße mit ihren Rädern Richtung Frühling vorbei. Drinnen, im Warmen sitze ich bei kubanischer Musik, Hundegebell und Kaffeetratsch mit Andreas Baumgartner. Wir führen ein Gespräch über Andreas' Engagement im Radsport und über seine Arbeit als Theatermacher und Schauspieler.

Mit welchem Alter hast du begonnen Rennen zu fahren?

Mit 17, so um 1990, 1991, relativ spät.

Du bist also in einem Alter eingestiegen, wo man eigentlich beginnt auszugehen! Was hat dich grundsätzlich zur Entscheidung gebracht, dich für den Radrennsport zu interessieren?

Mein Bruder ging in eine Lehre. In der Berufsschule hatte er einen Kollegen, der ist beim RC Lambach gefahren. Mein Bruder hat mir immer von diesem Radfahrer erzählt, dass der zum Beispiel am Morgen zum Frühstück immer ein Packerl Manner-Wafferl und einen Apfel aß. Das hat mir so gut gefallen, dass ich mir irgendwann ein Rennrad kaufte.

Konntest du dir das Rennrad gleich selber leisten?

Ich glaube, es haben mir meine Eltern gekauft und ich hab etwas dazugezahlt. Ich bin dann gleich nach Lambach zum Radgeschäft Grassinger gefahren und hab gefragt, ob ich nicht beim Lambacher Verein fahren könnte? Nach dem ersten Training ist es gleich ratzfatz gegangen und ich war drinnen.

Wie viele Jugendfahrer wart ihr?

Zwei, drei. Ganz wenige, ...

Wie lange bist du dem Radrennzirkus treu geblieben?

Bis 1993, 1994. Das war die brutale Zeit, wo EPO gekommen ist (*Anm. Red: EPO wurde als Dopingmittel verwendet*). Ich bin dann in meinem zweiten Junioren-Jahr, dieses Erlebnis erzähl ich immer wieder, am Start der Dusika-Tour gestanden und neben mir stand ein Pole oder ein Bulgare, so genau weiß ich das nicht mehr. Ich blickte auf die Seite, sagte Hello!, woraufhin mein Gegenüber langsam den Kopf hob und mich mit starrem, leerem Blick nicht mehr aus den Augen ließ. Dann gab es den Startschuss und die sind gefahren wie die Wahnsinnigen.

Die jungen Fahrer wurden damals mit EPO versorgt?

Das kann ich nicht sagen, ich weiß nur, dass damals einiges nicht mit rechten Dingen zugeht! Ich selber hab mir viel erkämpft, von der Technik her hat alles gepasst, aber ich habe nicht unbedingt die besten körperlichen Voraussetzungen gehabt. Ich wusste, ich kann in Österreich mitfahren, vielleicht einmal mit viel Glück eine Österreich-Rundfahrt fahren, aber mehr auch nicht. Das war es mir dann einfach nicht mehr wert.

Wie hast du das Band zum Radsport aufrecht gehalten, oder hast du einen totalen Schnitt gemacht?

Ich machte einen totalen Cut. Aber ich blieb immer am Radsport interessiert. Zum Beispiel war die Tour de France im Fernsehen ein Fixpunkt im Sommer, oder auch die Österreich-Radrundfahrt.

Wie kamst du dann zu Schauspiel und Theater?

Wir gründeten eine Amateur-Theatergruppe in Schwanenstadt. Dort haben wir u.a. „Die Munde“ von Felix Mitterer gespielt. Ein Jahr später machten wir dann noch eine Lesung. Danach entschied ich mich, die Aufnahmeprüfung in Linz zu machen, wo ich sofort aufgenommen wurde. Von 1996 bis 1999 studierte ich dort Schauspiel. Währenddessen haben wir in Linz unsere eigene Theatergruppe gegründet, die hieß „TheaterUnser“.

Wer war da noch dabei?

Rudi Mühllehner, Karl Lindner und Henry Mason. Henry ist jetzt wieder in Linz und macht bei mir im Theater des Kindes eine Inszenierung. Nach der Gründung der Gruppe haben wir gleich viel gespielt. Ich bin ein Kind der Freien Szene. Ich bin nicht nach dem Studium in die Freie Szene, sondern während des Studiums. Wir waren sehr aktiv und ich habe extrem viel gelernt, vor allem auch im organisatorischen Bereich.

Nun bist du seit 2003 künstlerischer Leiter beim Theater des Kindes. Was würdest du als eine Besonderheit eures Hauses herausheben?

Stücke nicht unbedingt so umzusetzen, wie man es erwartet. Herausforderungen suchen, gewisse Aspekte aus dem Stück herauskitzeln, die uns besonders interessieren, mit Ästhetiken spielen. Wir arbeiten mit vielen verschiedenen Menschen zusammen. Wir holen immer wieder neue Bühnenbildnerinnen, neue Musiker. Wir haben viele Leute dafür gewinnen können, in ihrem Leben erstmals für Kinder zu arbeiten. Wir machen sehr eigene Geschichten, zum Beispiel eine Heidi-Inszenierung für drei Schauspieler. Mit diesem Stück haben wir auch den Stella 2014 gewonnen, den Preis für herausragendes Theater für Kinder und Jugendliche. Dieses Stück haben wir bereits über 150 Mal gespielt. Auch wenn wir Klassiker machen, versuchen wir sie auf unsere Art und Weise umzusetzen. Das ist unser großes Ding.

Wie kannst du fürs Theater des Kindes deine Begeisterung aufrechterhalten?

Ich hab immer gesagt, solange mir noch was einfällt, solange mach ich diesen Job. Und uns fällt immer noch was ein, es macht Spaß, und es laufen uns immer wieder neue Themen über den Weg. Es soll sich nicht zu wiederholen beginnen, denn dann wird es gefährlich.

Wie bist du dann wieder zum Radsport zurückgekommen?

Das hat 2011 begonnen. Ich bekam immer mehr körperliche und vor allem psychische Probleme. Es stellte sich heraus, dass ich unter Panikattacken litt. Meine Frau hat mir geraten, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Was ich dann auch tat. Im Sommer darauf lag ich auf der Couch und schaute Tour de France. Meine Frau kam zu mir rein und fragte, hast du dich schon mal in den Spiegel geschaut? Ich schnaufte einmal durch und sagte, gut, dann geh ich Radfahren. Ich hab mich auf mein Citybike gesetzt und bin losgeradelt. Nach zwei Wochen sagte ich zu meiner Frau, dass ich mir wieder ein Rennrad kaufe. In diesem Sommer hab ich innerhalb kürzester Zeit 10 Kilo abgenommen. Im Herbst bin ich dann gleich bei einem Radmarathon mitgefahren. Über den Winter trainierte ich weiter und bin dann wieder in den Rennzirkus eingestiegen. Das Kirschblütenrennen 2013 war dann wieder mein erstes Rennen.

Eigentlich gleich wieder voll in das nächste Szenario rein?

Ja, aber das hat mir das Leben gerettet. Ich hab einfach gemerkt, dass ich nach einer Stunde am Rad in einen Flow kam, wo die Gedanken wieder leichter wurden.

Hast du dir zu Beginn gleich wieder die Beine rasiert?

Sicher! ... Dank meines Vorstandes und meiner Kollegen konnte ich die Arbeit am Theater für ein halbes Jahr reduzieren. Dadurch konnte ich mich fast ausschließlich auf das Training konzentrieren. Ich bin die 13er, 14er und die 15er Saison voll gefahren und hatte aber dann in der Steiermark ein prägnantes Erlebnis. Bei einem Rennen in Hartberg hatte ich plötzlich einen Puls von 208. Ich ließ die Beine hängen, rollte ins Ziel und sagte mir, so Andreas, jetzt heißt es wirklich aufpassen. ...



Das Radteam 2017 von Feldbinder Owayo KTM, Foto **Privat**

2016 traf ich mich mit meinem Teamkollegen Simon und erzählte ihm, dass ich ein U-23 Elite-Team gründen möchte. Wir schrieben ein Konzept für Sponsoren, ich habe mit den jungen Fahrern von meinem alten Verein gesprochen, ob sie das wollen und wenn ja, dann ziehen wir das durch. Ich hab den ganzen Sommer durchgearbeitet. Ich schrieb hunderte E-Mails, machte hunderte Anrufe und bekam hunderte Absagen. Überall hab ich es probiert und schlussendlich auch viel aufgestellt. Es war ein langer und mühsamer Prozess, aber im August war dann klar, dass KTM einsteigt. Danach ging es Schlag auf Schlag, und viele weitere Sponsoren kamen dazu. Nun fahren wir als Team FELDBINDER OWAYO KTM auf internationalem Terrain.

Ihr nehmt im März auch gleich an der Tour of Rhodos teil.

Das wird der Wahnsinn! Dort stehen wir am Start mit Wiggins, Hrinkow, Lotto, also mit richtig starken Continentalteams. 186 Starter!

Wie viele Betreuer nehmt ihr nach Rhodos mit?

Wir fahren mit allen neun Fahrern nach Rhodos, es dürfen aber nur jeweils sechs starten. Zum Auftakt bestreiten wir auch noch den GP of Rhodos. Wir wollten allen die Möglichkeit geben zu fahren. Drei verzichten auf das Tagesrennen, drei verzichten auf die Rundfahrt. Gleichzeitig machen wir dort auch ein Trainingslager. Somit bin nur ich als Betreuer mit und die drei, die gerade keinen Renneinsatz haben, müssen mithelfen. Das ist gut, denn so wachsen wir als Team zusammen und jeder sieht, wie es abläuft. Unser Team hat in Österreich sicher eine Monopolstellung, denn niemand verschreibt sich so dezidiert der Nachwuchsarbeit wie wir. ■

Theater des Kindes, → www.theater-des-kindes.at

Team Feldbinder Owayo KTM, → www.rennteam-ooe.at

Johannes Staudinger ist Kolumnist in Angelegenheiten rund ums Fahrrad, Sprecher des Vereins Velodrom Linz und Mitglied der Gruppe MerkerTV.

Das Professionelle Publikum*

Wir freuen uns über die Veranstaltungsempfehlungen von Beni Altmüller, Harald Gebhartl, Philippe Gerlach, Katharina Gruzei, Herta Gurtner, Alexander Jöchel, Angelika Daphne Katzinger, Andrea Lehmann, Genoveva Rückert und Gitti Vasicek.

* Das *Professionelle Publikum* ist eine pro Ausgabe wechselnde Gruppe an Personen aus Kunst und Kultur, die von der Redaktion eingeladen wird, für den jeweiligen Geltungszeitraum Veranstaltungsempfehlungen für unsere Leserinnen und Leser zu geben.



Beni Altmüller arbeitet mit verschiedenen Medien und Materialien in angewandten und freien Bereichen

der Kunst. Lebt in Linz und im Piemont.

Eröffnung: **Mi 19. 04. 2017** 19.00 h
Galerie der Stadt Traun



Beni Altmüller
„Weltbeziehungen“

Skulptur und Malerei
Ausstellung mit einem Kunstvermittlungsprogramm für SchülerInnen von Lydia Altmann.
Wir wachsen aus dem Unbestimmten. Die Welt hält uns am Leben. Dazwischen entwickeln sich Beziehungen, die unsere Bilder malen.
Infos: → www.benialtmueller.eu
Ausstellungsdauer bis 29. 05. 2017

09., 10., 11. 03. 2017 20.00 h

Odeon, Wien

„Das Rauschen der Flügel“

1. Teil der Serapions-Ensemble-Trilogie „Fidèles d’amour“
Ich bin seit der Gründung dieses Theaters 1978 ein Fan des Ensembles und habe fast jede neue Produktion gesehen. Es folgt keinen Trends und die Stücke entwickeln

sich aus den Mitgliedern, den Räumen und der Umgebung autonom heraus. Jedesmal faszinierend!
Infos: → www.odeon-theater.at



Harald Gebhartl

ist Künstlerischer Leiter des Theater Phönix, Autor (20 Dramen, 1 Roman), Regisseur, Mitbegründer und Akteur des Musikprojektes Reanimation-de-Luxe, er lebt derzeit in Linz.

Bis **So 09. 04. 2017**
Theater Phönix

„Ein Sommernachtstraum oder Badewannengriffe im Preisvergleich“

von Kurt Palm, groteskes Volksstück.

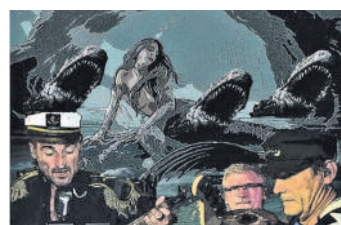


Foto: Christian Herzenberger

Weil es weniger Stück, sondern viel mehr „Sozialskulptur“ ist, mit genialen, unkonventionellen Darstellern. „Zum Niederknien“, wie Ferry Öllinger, Karl-Ferdinand Kratzl, Georg Lindorfer und Tom Pohl agieren.
Infos: → www.theater-phoenix.at

Mi 01. bis Sa 11. 03. 2017 20.00 h
Theater Drachengasse, Wien
„Spurwechsel XII“

Das theatrale Musikfestival, bei dem TheatermacherInnen „die Spur wechseln“ und ihre musikalischen Projekte vorstellen. Äußerst spannend, unbekannt und bekannten TheatermacherInnen dabei zuzusehen und zuzuhören, wie sie mit ihrem zweiten Standbein bzw. „anderem Talent“, Musikprojekte auf die Bühne bringen und dann rocken und performen, dass es „nur so kracht“ oder „unter die Haut geht“.
Infos: → www.drachengasse.at



Reanimation de Luxe DIE LIEBE SCHREIT NACH MEER! eine musikalische Heimsuchung



Philippe Gerlach

ist Künstler und Fotograf zwischen Berlin und Linz

Sa 25. 03. 2017 21.00 h

KAPU

SLAVICA EP Präsentation



Die erste EP von Slavica wird in der Kapu präsentiert! Kann man später erzählen, dass man von ganz am Anfang dabei war!
Infos: → www.kapu.or.at

Sa 04. 03. 2017 03.00–04.00 h
Elevate Festival Graz, Dungeon

TCF



TCF auf dem Elevate Festival in Graz! Einer der interessantesten zeitgenössischen norwegischen Künstler, Lars TCF Holdhus, dessen Praxis neben Coding und Verschlüsselung auch musikalische Komposition einschließt, performt in Graz auf dem fantastisch kuratierten Festival.
Info: → www.elevate.at



Katharina Gruzei

ist bildende Künstlerin und arbeitet in den Medien Fotografie, Installation, Video, Sound und Film.

Do 23. 03. 2017 19.00 h

Landesgalerie Linz

Buchpräsentation WAR ROOMS

Gabriele Spindler im Gespräch mit Katharina Gruzei



War Room 6 – Crossing of the Dnieper Diorama, Katharina Gruzei 2016

Im Dialog mit Gabriele Spindler spreche ich über meine Fotoserie WAR ROOMS, die kürzlich als Publikation bei Fotohof edition erschienen ist. Für diese Bildserie habe ich sonderbare Räume im Museum des Zweiten Weltkriegs in Moskau fotografiert. Dort treten pathetische Kriegsmalereien an den Wänden in einen skurrilen Dialog mit der funktionalen Ebene des Museums. Mit einem Augenzwinkern eröffnet die Serie Einblicke in die Strategien der musealen Re-Inszenierung des Krieges.

Infos: → www.katharinagruzei.com

Eröffnung **Di 07. 03. 2017** 19.30 h
Galerie MAERZ

Das Bild als temporäre Intervention

Die Ausstellung versammelt Arbei-

ten, die sich mit temporärer Kunst im öffentlichen Raum in Verbindung mit den Medien Fotografie und Video auseinandersetzen. Dabei spannt sich der Bogen von Klassikern zu aktuellen Werken im öffentlichen Raum. Sie zeigt, wie künstlerische Prozesse auf vielfältige Weise in den öffentlichen Raum eingreifen können und ist auf alle Fälle einen Besuch wert!

Ausstellungsdauer bis 07. 04. 2017

Infos: → www.maerz.at



Jonas Jetty von Marlene Hausegger



Foto: Daniela Wagneder-Stelzhammer

Herta Gurtner arbeitet bei Ö1/Kommunikation, lebt in Linz/Innviertel/Rom (sooft wie möglich) und engagiert sich ehrenamtlich im Kunst- und Kulturbereich da und dort!

Eröffnung **Do 06. 04. 2017** 20.00 h

Galerie 20ger Haus

in Ried i. I./Innviertel

Elisa Andessner_ from the other side



Elisa Andessner_ from the other side

Elisa Andessner wird im Innviertel Arbeiten im Zwischenraum von Performativität, Raum und Fotografie zeigen. Schon bekannte und auch neue Prints werden im „20ger Haus“, einem offenen Raum für Kunst, Kultur und Experimente in Ried i. I. präsentiert. Eine gute Gelegenheit für die LinzerInnen eine spannende Location außerhalb des bekannten Aktionsradius kennenzulernen.

Ausstellungsdauer bis 29. 04. 2017

Infos: → www.20gerhaus.at

Sa 11. 03. bis So 09. 04. 2017

MAXXI Museo nazionale delle arti del XXI secolo/Rom

Screening: Nina Fischer & Maroan El Sani.

FREEDOM OF MOVEMENT

Empfehlung für alle, die es im Frühjahr in den Süden zieht, denn das MAXXI in Rom ist schon allein wegen seiner Architektur einen Besuch wert. Das Video FREEDOM OF MOVEMENT geht von dem Marathonläufer Abebe Bikila, dem ersten Gewinner einer Goldmedaille bei Olympischen Spielen für Afrika 1960 in Rom aus. Gemeinsam mit Refugees haben Fischer & el Sani ein Rennen in Kontext mit der faschistischen Architektur des EUR in Rom (Esposizione Universale di Roma) gesetzt, um damit Anspruch auf „freedom of movement“ und positive Aufnahme in einem anderen Land zu erheben.

Infos: → www.fondazionemaxxi.it



video installation, Nina Fischer & Maroan el Sani, 2017 © VG Bild-Kunst and the artists

StifterHaus März 2017



■ **Donnerstag, 2. März 2017, 19.30 Uhr**

Lesung

Goran Vojnović: Vaters Land. Roman
Aus dem Slowenischen von Klaus Detlef Olof
Lesung und Gespräch mit dem Autor
Lesung der deutschen Übersetzung:

Thomas Baum

Moderation: **Katja Gasser** (ORF)

■ **Dienstag, 7. März 2017, 19.30 Uhr**

Buchpräsentationen

Peter Paul Wiplinger: Tagtraumnotizen
Helmut Ritz: Exil / Front / Widerstand.
Das Ende des zweiten Weltkriegs in der
österreichischen Literatur. Essay
Lesung mit den Autoren

■ **Donnerstag, 9. März 2017, 19.30 Uhr**

Buch- und Verlagspräsentation:

Otto Müller Verlag

Birgit Müller-Wieland: Flugschnee. Roman
Iris Wolff: So tun, als ob es regnet.
Roman in vier Erzählungen
Lesung mit den Autorinnen
Moderation: **Arno Kleibel**

■ **Dienstag, 14. März 2017, 19.30 Uhr**

Buch- und Verlagspräsentation:

Bibliothek der Provinz

Maria Eliskases: Im blauen Zug.
Erzählungen zum Lob der Liebe

Hans-Peter Falkner: 890 gstanzn – best of

Christoph Janacs: Der Blick des Leguans. Erzählungen

Erika Schmied: Wieland Schmied. Gegen den Strom.

Monographie

Lesung mit den Autorinnen und Autoren

Moderation: **Richard Pils**

■ **Donnerstag, 16. März 2017, 19.30 Uhr**

Buchpräsentation

Kurt Palm: Strandbadrevolution. Roman

Lesung mit dem Autor

Musik: **Reynhard Bögl** und **Chris Haller**

Freitag, 17. März 2017, 12.00 Uhr

Ausstellungseröffnung

im Rahmen des NEXTCOMIC-Festivals

Katharina Greve

Ausstellungsdauer: 18. März – 3. September 2017

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag von 10–15 Uhr

sowie an Veranstaltungsabenden ab 18.30 Uhr

Kooperationsprojekt mit NEXTCOMIC-Festival

■ **Dienstag, 21. März 2017, 19.30 Uhr**

Buchpräsentation

Elfriede Kern: Das Nesselhemd. Roman

Lesung mit der Autorin

Moderation: **Günter Kaindlstorfer**

■ **Donnerstag, 23. März 2017, 14.00–17.30 Uhr**

VR/Ö/GL 2/18

Vorträge **Ines Schütz** und **Lina Zangerl:**

Das „Fräuleinwunder?“ – österreichische Autorinnen
im 21. Jahrhundert

■ **Dienstag, 28. März 2017, 19.30 Uhr**

Grundbücher der österreichischen

Literatur seit 1945

Robert Schindel: Fremd bei mir selbst. Gedichte

Lesung mit dem Autor

Referat: **Nico Bleutge**

Moderation: **Klaus Kastberger**

■ **Donnerstag, 30. März 2017, 19.30 Uhr**

Linzer Vorträge zur deutschen Sprache (33)

Vortrag **Franz Dotter:**

Gebärdensprachen – Eine etwas andere

Perspektive auf die Welt

Information zum weiteren Frühjahrsprogramm: www.stifter-haus.at

Mi 03. bis Sa 06. 05. 2017

Brucknerhaus Linz

Festival 4020 – Mehr als Musik

Endlich wieder eine Gelegenheit „Neue Musik“ in Linz zu hören und das bei freiem Eintritt! Lobenswert zu erwähnen ist der Kompositionsauftrag an Judith Unterpertinger mit Text von Magdalena Knapp-Menzel, auch wenn im weiteren Programm die Komponisten wieder überwiegen.

Infos: → www.festival4020.at



Foto: Michael Naumberger

Alexander Jöchl

ist Künstler und Kurator. Kunstreferent der Diözese Linz und im Vorstand der IG Bildende Kunst.

Lebt und arbeitet in Wien und Linz.

Jänner bis November 2017

joechI TRAGSEILER

METRO – Vom Bozner Platz durch Tirol nach Innsbruck

Kunst im öffentlichen Raum

Eine „U-Bahn“ quer durch Tirol mit den Stationen Fieberbrunn, Innsbruck und St. Christoph am

Arlberg. Sie durchmisst das gesamte Bundesland in einer geraden Linie. In der Mitte am Boznerplatz (Ibk) ist die U-Bahn vom Innsbrucker Platz in Berlin zu hören. Im globalen Dorf wird am Netz von M. Kippenberger weitergebaut.

Infos:

→ www.joechI TRAGSEILER.com



joechI TRAGSEILER METRO Fieberbrunn

bis So 26. 03. 2017

Seccession Wien

Angelika Loderer (o. T.) & Gabriel Sierra, The First Impressions of the Year 2018 (During the early days of the year 2017)

Eine spannende Auseinandersetzung von A. Loderer mit Materialeigenschaften und den Veränderungsprozessen der Werkstoffe. Der experimentelle Umgang mit Materialien wird sehr schön im Obergeschoß inszeniert. Die „Sze-

nerie“ von Gabriel Sierra im Untergeschoß bildet dazu einen sehenswerten Kontrast, der ungewohnte Einblicke in die Institution erlaubt.

Infos: → www.seccession.at



Ausstellungsansicht Angelika Loderer



© HELGA TRAXLER | photosalonhelga.com

Angelika Daphne Katzinger

ist DJ, A&R beim Musiklabel SHASH RECORDS und freischaffende Kostüm- und Bühnenbildnerin mit Atelier in Linz.

Sa 25. 03. 2017 Einlass 22.00 h

STADTWERKSTATT

SHASH RECORDS LABEL NIGHT

Das Linzer Musiklabel Shashrecords zeigt die musikalische Vielfalt der eigenen KünstlerInnen. Zu

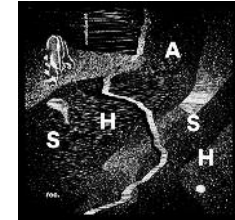
hören sind MONOPHOBE (live), MISCHMEISTER M (live), AN-DAKA (DJ-Set), DJ ODD (DJ Set) und als Gast, der Musiker SWE-DE:ART (DJ Set) aus Hamburg.

Shash Records sitzt zwischen den Stühlen von Glitch und Dubstep und allem, was weltweit dazwischen liegt oder Welten entfernt ist. Das Metronom einer Musik am Puls der Zeit, die noch entstehen will.

Ein guter Platz für vielseitige Künstler, die offen und bereit sind über den Tellerrand zu schauen und die Landes- und Genre Grenzen hinter sich zu lassen.

Infos:

→ shashrecords.blogspot.co.at



Di 18. 04. 2017 Einlass 21.00 h

STADTWERKSTATT

THE FUTURE SOUND presents LOW LEAF & BAND (LA) F!NO (DJ SET)

Die aus Los Angeles stammende

gfk
*Nichtwissen.
Eine Frage der Kultur*

**MAGAZIN 01.2017
OUT NOW**

gfk-ooe.at

Bild: Reinhard Winkler

Bezahlte Anzeige

Multiinstrumentalistin und Harfenvirtuosin LOW LEAF kommt nach Linz, um ihr neues Album PALM PSALMS: A LIGHT TO RESOLVE ALL DARKNESS vorzustellen, erstmals mit Band. Die ZuhörerInnen erwartet ein unendliches Spektrum an Klängen und Sphären, verwoben mit der überirdischen Stimme und Genialität einer einzigartigen Künstlerin.

Die THE FUTURE SOUND Veranstaltungsreihe sorgt seit 2010 dafür, dass innovative KünstlerInnen aus allen Bereichen elektronischer Musik ihren Weg nach Linz finden. Monatlich stattfindend und mit hohem internationalen Anteil teilen sich hier weltbekannte Musikacts mit lokalen KünstlerInnen eine Bühne – Einzigartig!

Infos: → www.facebook.com/theuturesound.linz
→ www.lowleaf.bandcamp.com



Foto: Reinhard Winkler

Andrea Lehmann ist bildende Künstlerin und lebt in Linz.

Eröffnung **Do 20. 04. 2017** 19.00 h
Kunstverein Paradigma

Andrea Lehmann „Getriggert“



Foto: Reinhard Winkler

Das Rudimentäre in der Zeichnung ist mein Schlüssel zur Freiheit. Alles in den Bildern der Ausstellung ist lesbar und transparent, in der Unmittelbarkeit am stärksten. In Darstellungen von Behältnissen, Vegetativem, Gegenständen und „menschlichen Räumen“ treffen und verknüpfen sich verschiedene Wahrnehmungsebenen. Zeitgleich zeigt Angelika Oberhauser im Kunstverein Paradigma



KUNST UND KITSCH IM ARCHIV



AUSSTELLUNG

Eröffnung: 13. Dezember 2016, 19:30 Uhr
Bis 27. April 2017, täglich, außer Mo, 10-15 Uhr



ARCHIV @ StifterHaus www.stifter-haus.at

Adalbert-Stifter-Institut / StifterHaus
Adalbert-Stifter-Platz 1 / 4020 Linz

Bezahlte Anzeige

Bezahlte Anzeige

KUNSTUNIVERSITÄT LINZ

OPEN HOUSE

Offene Ateliers, Studios & Werkstätten • Laufender Lehrbetrieb
BERATUNG UND INFOS DURCH LEHRENDE UND STUDIERENDE

— MITTWOCH — 9:00-17:00 —
29.3.2017

UFG.AT **kunstuniversität linz**
Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung

Standorte

- Hauptplatz 8, Linz ■ Tabakfabrik, Peter-Behrensplatz 10, Linz
- Domgasse 1, Linz ■ Reindlstraße 16-18, Linz-Urfahr

Kostenloser SHUTTLE-DIENST

[f kunstunilinz](https://www.facebook.com/kunstunilinz)

INFOS & Gruppenanmeldungen: 0732 7898 2282

ihre Siebdrucke.
Dauer: 21. 04.–19. 05. 2017

Galerie Hofkabinett

In der Linzer Szenegalerie von Paul Fischnaller wird seit Jahrzehnten Durchhaltevermögen an den Tag gelegt. Wer in eine der Linzer Maler- und Künstlerszenen eintauchen will, ist dort gut aufgehoben.

Infos: → galerie@hofkabinett.at



Genoveva Rückert

ist Kuratorin am OK im OÖ Kulturquartier.

Do 23. 03. 2017 19.00 h
OK Offenes Kulturhaus

TALK zur Ausstellung Skandal Normal? und Cristina Lucas

Was darf die Kunst? Um über die Einflussnahme von Politik und Medien auf die Kunst zu sprechen, haben sich im Rahmen der Gesprächsreihe im OK zwei hochkarätige Gäste – Enrico Lunghi & Ferran Barrenblit, beide Museumsdirektoren und Experten für die Reibung zwischen Kunst und Ge-

sellschaft und ihr aufklärerisches Potential – zugesagt.

Im Rahmen dieser englisch-sprachigen Veranstaltung wird auch die Publikation „CRISTINA LUCAS“ vorgestellt. Ferran Barrenblit spricht nicht Deutsch.

Infos: → www.ok-centrum.at

Eröffnung **Fr 17. 03. 2017** 20.00 h
Galerie am Stein/

Monika Perzl in Schärding

Werner Reiterer

Wer bisher noch nie von der Lust und der intellektuellen Freude mit Werner Reiterer zu scherzen gekostet hat, dem sei der 2015 fertiggestellte Film von Ralph Goertz „Werner Reiterer, Jetzt bloß nicht das Feuer verschütten!“ empfohlen. Oder eine Fahrt nach Schärding am Inn in die *Galerie am Stein*. Ausstellungsdauer bis 31. 05. 2017
Infos: → www.galerieamstein.at



Gitti Vasicek, engagiert bei der Kunstuni Linz, Feminismus und Krawall, dorf TV, Stadtwerkstatt, feministischer Rat.

Mo 13. 03. 2017 19.00–21.00 h
Kunstuniversität Linz,

Domgasse 1, 4. Stock

Remix, not mixup!

Platten release im Zeitbasierten Wohnzimmer



Studierende der Kunstuni Linz erstellen in der Vorlesung „Soundlabor & Tonstudio“ (von Wolfgang „Fadi“ Dorninger) stilistisch Werke, von Pop bis Sound Art, die sie bei Dr. Dub <https://drdub.com>, auf Dubplates (Vinylschallplatte) pressen lassen.

Infos: → www.zeitbasiertemedien.wordpress.com

Di 25. bis So 30. 04. 2017

Fassade am OK-Platz

Experimentalfilm

„Nähe*Distanz“ von Denise Mair und Christoph Frey

Das 42-Stunden-Werk „Nähe*Distanz“ von Christoph Frey und Denise Mair wurde als fünfteilige Projektion, ohne eine einzige

Wiederholung, für die Außenfassade des OÖ Kulturquartiers konzipiert und begleitet das Filmfestival Crossing Europe durch die Abend- und Nachtstunden.

Infos: → www.youtube.com/watch?v=PTtgLwTrOAw



Filmstill „Nähe*Distanz“

Tipps von *Die Referentin*

DIE REFERENTIN

Kunst und kulturelle Nahversorgung

Fr 24. 03. 2017 21.00 h

KAPU

Äffchen & Craigs releasen das Debütalbum „Hop Hop“ + Filmscreening „Februar.Null“ + **The Sicker Boys**



Stephan „Äffchen“ Roiss & Christoph „Craigs“ Stadler (v. r. n. l.)

**FESTIVAL DER REGIONEN
UNGE BETENE GÄSTE
MARCHTRENK · WWW.FDR.AT
30. JUNI BIS 9. JULI 2017**

„Nach langen Jahren allwöchentlicher Vertagung kommen wir plötzlich mit einer Überschlappplatte um die Ecke“, meinen Äffchen & Craigs. „Hop Hop“ hingehen und tanzen, meinen wir.
 Infos: → dorftv.at/video/26572
 → www.interstellarrecords.at

Fr 28. bis So 30. 04. 2017

Jazzatelier Ulrichsberg

Ulrichsberger Kaleidophon 2017

Zehn Konzerte mit aktueller Musik aus den Bereichen Jazz, Neue Musik und Improvisation stehen auf dem Programm der 32. Ausgabe des Ulrichsberger Kaleidophons.



Denoise/Agnes Hvizdalek und Klaus Filip

Besonders wollen wir ans Herz legen: Denoise: Agnes Hvizdalek/Stimme und Klaus Filip/Sinuswellen am Sa 29. 04. um 18.00 h und „Kammerflimmern“, die Installation des Linzer Soundkünstlers

Wolfgang Fuchs, die während der drei Tage in den Galerieräumen des Jazzateliers zu sehen ist.

Infos: → www.jazzatelier.at
 → www.turntabling.firstfloor.org



Wolfgang Fuchs Kammerflimmern

Eröffnung **Mi 29. 03. 2017** 19.00 h
 Galerie Forum Wels
„Vor und Zurück“

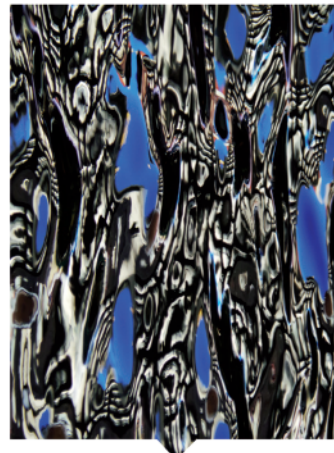
Unter dem Titel „Vor und Zurück“ werden Arbeiten von Alenka Maly, Bibiana Weber und Edith Stauber gezeigt. Der subjektive Blick auf Vergangenes und die Reflexion darüber steht im Mittelpunkt der Werke, die Malerei, Zeichnung, Objekt und Video umfassen.

Ausstellungsdauer bis 22. 04. 2017
 Infos: → www.galerie-forum.at

CAPITAL NIKLAS VAN SCHWARZDORN

KUVA

AUSSTELLUNG | 5. MÄRZ — 13. APRIL 2017



3. MÄRZ 2017 | 19 UHR
OPENING PERFORMANCE
 »Lobgesang | Abgesang«
 Léon C. Romeike

5. MÄRZ 2017 | 13 UHR
RUNDGANG
 mit Niklas van Schwarzdorn
 Anmeldung per Mail an:
saghallo@kuva.at

Aus der Serie »The hidden reflect«

44ER GALERIE

DI.MI.FR. 15—19 | DO 17—21 | SO 10—16 UHR
 STADTPLATZ 44 | 4060 LEONDING | WWW.KUVA.AT

Bezahlte Anzeige

Tanz 04.03. - 29.04.

posthof.

zeitkultur
am
hafen

tanztage¹⁷ hauptreihe

Sa. 4. März // Österreich-Premiere
Jakop Ahlbom (NL):
Horror

Di. 14. März // Österreich-Premiere
Helena Waldmann (D):
Gute Pässe Schlechte Pässe - Eine Grenzerfahrung

Do. 30. März // OÖ-Premiere
Wim Vandekeybus & Ultima Vez (B):
In Spite of Wishing and Wanting Revival

Mi. 26. April // Österreich-Premiere
Leonor Leal (ESP): Jaleo

tanztage¹⁷ labor

Do. 20. April // Uraufführung
Rosalie Wanka & Cecilia Loffredo:
Territorium () Körper () Erinnerung

Sa. 29. April // Uraufführung
SILK Fluegge: Dear

www.posthof.at/tanztage

tanz
tage¹⁷

Wim Vandekeybus & Ultima Vez „In Spite of Wishing and Wanting Revival“ | Quelle: Lukas Beck

Posthof - Zeitkultur am Hafen | Posthofstraße 43 | A-4020 Linz | Ein Haus der LIVA
 Infos & Tickets: 0732/781800 | kassa@posthof.at | www.posthof.at | oeticket 01/96096

LINZ
LIVA
Posthof
X CLUB
LTO
oeticket.com

Bezahlte Anzeige

8 MÄRZ

INTERNATIONALER
 ♥ FRAUENTAG

SAVE THE DATE
 JOIN US!

WWW.FEMINISMUS-KRAWALL.AT
 LINZ ★

Illustration: Ulrike Müllner

dieKupf
Kulturplattform OÖ

Zeitkultur

Linz
verändert

Frauenbüro ♀

Linz
verändert

KULTURLAND OBERÖSTERREICH

● IRIS 17

UMWELTPREIS DER STADT LINZ

„Die IRIS soll generationsübergreifend den Blick auf nachhaltigen Umweltschutz schärfen – dieser Preis der Stadt Linz ist ein Gewinn für alle.“

Umweltstadträtin Mag.^a Eva Schobesberger

KREATIVE LÖSUNGEN GESUCHT

Gefragt sind Aktivitäten und Projekte, die unsere Umwelt und unsere Lebensqualität nachhaltig verbessern. Wir suchen innovative und ungewöhnliche Leistungen im Bereich Umwelt / Natur, erneuerbarer Energien, nachwachsender Rohstoffe, Energieeffizienz, Stadtökologie, Luftqualität und vieles mehr. Eine unabhängige Jury bewertet alle bis 2. Mai eingereichten Projekte und vergibt Auszeichnungen in Form von Geld- und Anerkennungspreisen.

Bei freier Themenwahl werden drei Kategorien ausgezeichnet:

- **EINZELPERSONEN, VEREINE, ORGANISATIONEN**
Die besten drei Projekte werden ausgezeichnet.
Hauptpreis: € 2.500,00 + IRIS-Statue
Zwei Anerkennungspreise in Höhe von je € 500,00
- **SCHÜLERINNEN / SCHÜLER, JUGENDLICHE**
Die besten drei Projekte erhalten ein Preisgeld in Höhe von je € 800,00.
Unter den restlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern werden Anerkennungspreise verlost.
- **BETRIEBE UND INSTITUTIONEN**
Es werden drei Projekte für den Hauptpreis nominiert. Das beste Projekt erhält eine ideelle Auszeichnung in Form einer IRIS-Statue. Das Projekt wird den Medien und einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

Einreichunterlagen und Informationen:

Magistrat Linz
Geschäftsbereich Planung, Technik und Umwelt
Telefon: (0732)7070-3972 oder -3970
E-Mail: iris@mag.linz.at
www.linz.at/umweltpreis.asp

Planung, Technik und Umwelt

linz
verändert